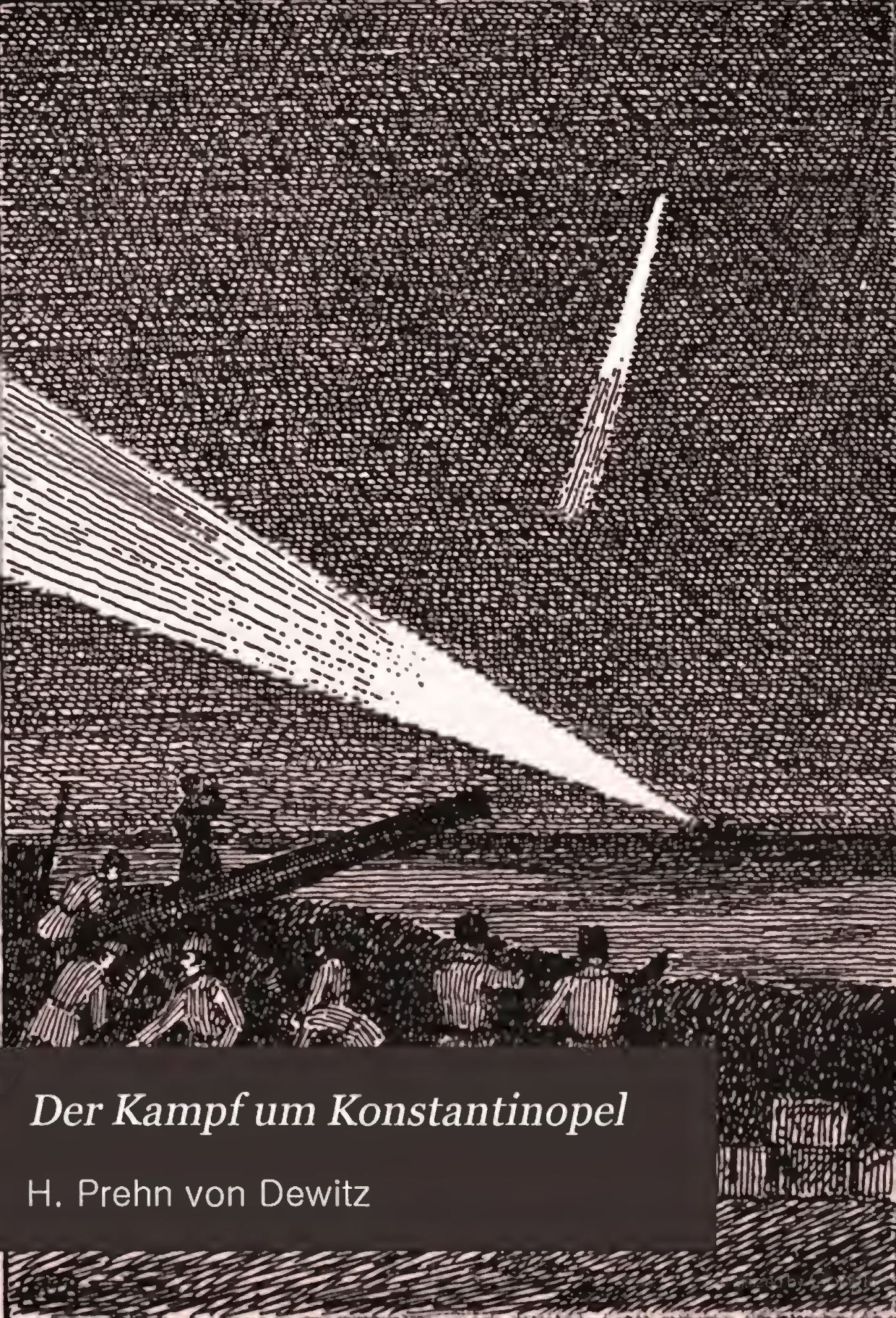


# *Der Kampf um Konstantinopel*

H. Prehn von Dewitz

10

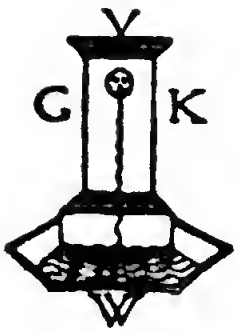
838
P923k

10

· Ex · li

+ Wolf
Fürst zu
· und Bü

# Heldenkämpfe
## 1914—1915
### Band VI



# Heldenkämpfe
## 1914—1915
### Band VI

# Der Kampf um Konstantinopel

Eine Erzählung

von

H. Prehn v. Dewitz

Mit 6 Vollbildern und reichem Buchschmuck

von

Ernst Wetzenstein

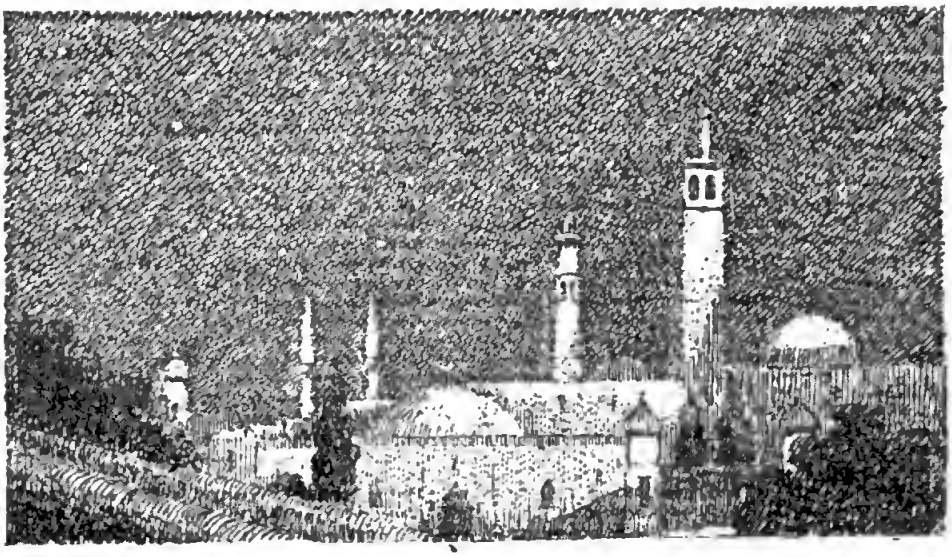
Mit einer Karte der Dardanellen

Erste Auflage

Gustav Kiepenheuer Verlag / Weimar 1915

Refer. St.
Moorthamer
4-28-26
11831

Alle Rechte vorbehalten
Copyright by Gustav Kiepenheuer / Weimar 1915



OJ-17-33dWB

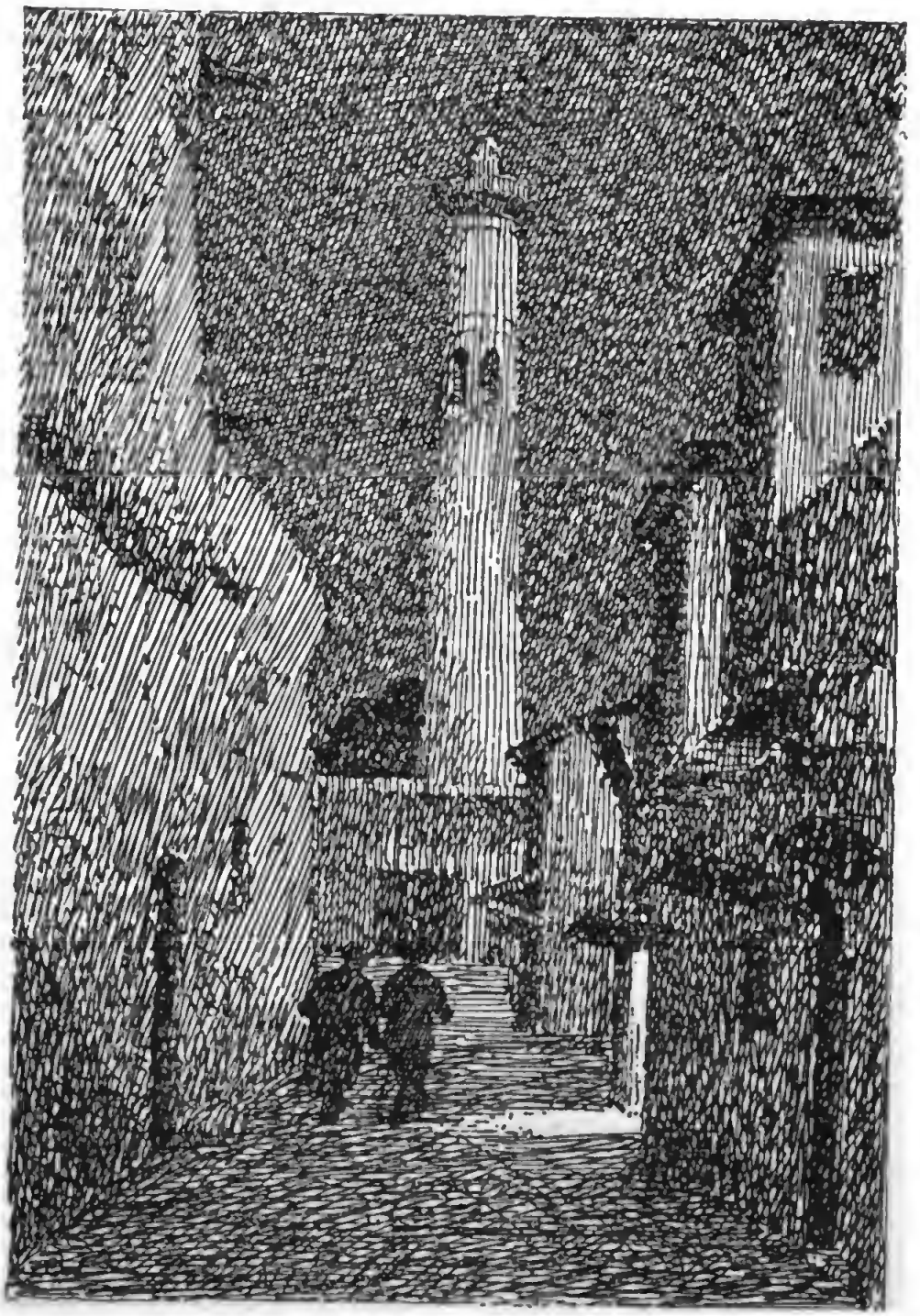
## Erſtes Kapitel.

Mekka! Sternklar wölbt ſich das azurblaue Firmament über der heiligen Stadt. In den Straßen und Gängen ſcheint alles Leben erloſchen, nur hin und wieder huſcht eine dunkelhäutige Geſtalt durch die ſtillen Gaſſen — nur hin und wieder fällt der Lichtſchein eines Kaffeehauſes auf die Straße. Doch Mekka ſchläft nicht. In den Häuſern herrſcht emſiges Leben. Es iſt der Vorabend des Beiramfeſtes und überall regen ſich noch fleißige Hände, um den morgigen Opfertag in froher Feier zu begehen.

Aus der Hauptſtraße el Emſa treten haſtigen Schrittes zwei Männer. Sie fliehen offenbar die nächtliche Einſamkeit und ſtreben einem Orte zu, von dem Stimmengewirr wie fernes Murmeln hierher dringt. Der eine, ſchlank gewachſen, in der feldgrauen Uniform der türkiſchen Offiziere, das ſcharf geſchnittene, bärtige Antlitz unter dem ſchmucken, tropenhelmförmigen Turban, überragt ſeinen Begleiter faſt um Haupteslänge. Der

andere, in langem, ſchwarzem Überrock, mit roter Kopfbedeckung, hält ſich nur mühſam mit haſtendem Schritt an der Seite des Offiziers. Seine ſchon etwas gebeugte Haltung und die ſtark hervortretenden Falten des Geſichts verraten den angehenden Fünfziger, wenn auch aus den ſchwarzen Augen ein noch nie verglommenes jugendliches Feuer zu leuchten ſcheint. Es ſind Rahmi Bey, der jugendliche Artilleriekommandant auf dem Djibel Hindi und ſein väterlicher Freund Hadſch Haſſan ben Sſadak, ein reicher Teppichhändler drunten vom Goldenen Horn, der jedes Jahr hier herauf zu kommen pflegt, um in der heiligen Stadt ſeine religiöſen Pflichten zu erfüllen.

Schweigend waren die beiden eine Zeitlang nebeneinander hergegangen, als ſich Haſſan mit lebhafter, doch gedämpfter Stimme an den Offizier wandte: „Und welche Nachrichten ſind aus Stambul eingetroffen?“ Sie mußten wohl vordem ſchon dies Thema berührt haben — denn der Offizier ſchien nicht im geringſten überraſcht von der Unklarheit der Frage, als er, ſeine Stimme ebenfalls zum Flüſtertone mindernd, entgegnete: „Gute oder ſchlechte — wie du willſt. Die Ruſſen haben die türkiſche Flotte im Schwarzen Meere angegriffen — noch weiß man es in Stambul ſelbſt nicht — doch Pera ſoll bereits durch die fremden Geſandtſchaften genaue Kenntnis von den beunruhigenden Vorgängen haben.“ Haſſan war ſtehengeblieben, ſeine Arme fuchtelten unruhig in der Luft, als ſuchten ſie nach einem Halt. „Alſo — doch,“ murmelte er endlich, „ſpät — aber wie es kommen mußte — und was ſagſt du dazu, Rahmi — bedeutet das den Krieg — den Krieg mit Rußland und Albion?“ Er hatte bei den letzten Worten geſtockt, als ob es ihm ſchwer würde, es auszuſprechen. Jetzt hingen ſeine Blicke erwartungsvoll an den Lippen ſeines Begleiters. „Noch nicht!“



erwiderte dieſer. „Zwar hat unſere Flotte den Angriff blutig zurückgeſchlagen und zwei feindliche Kampfeinheiten zum Sinken gebracht — doch wird Jildiz zunächſt nur Proteſt erheben und die ruſſiſche Regierung um Aufklärung erſuchen. Viel wird dabei ja nicht zu erreichen ſein, denn Rußland, dem die Öffnung der Engen ſo ſehr am Herzen liegt, wird ſeinen Schritt ſicher mit Vorbedacht getan haben.“ Das kleine Männchen neben dem Offizier zuckte ängſtlich zuſammen. „England wird ſeine Armada ſchicken und den Durchgang erzwingen — was vermag die ſchwache Flotte des Großherrn gegen die gewaltigen Schiffskoloſſe des Inſelreiches?“ „Bah!“ entgegnete der junge Hauptmann, „wir ſind gerüſtet — oder weißt du nicht, daß wir ſeit den ſcheidenden Tagen des ſiebenten Mondes alles vorbereitet haben — wir kennen Englands falſches Spiel, und jene Depeſchen, die von der engliſchen Botſchaft zu den frommen Hütern der Athos-Klöſter hinaufgingen, hat man auch auf der Hohen Pforte geleſen — und ich wette — man hat Nutzen aus ihnen gezogen — oder meinſt du — man würde den frommen Brüdern dort oben im Gebirge umſonſt ihre Marconiſpielerei gelaſſen haben?“

Haſſan wurde der Antwort überhoben. Das Gemurmel, dem die beiden Männer entgegenſchritten, war immer deutlicher geworden. Nun klang es in unmittelbarer Nähe an ihr Ohr — und ein Bild eröffnete ſich vor ihren Augen, das jedesmal die Sinne aufs neue gefangen nimmt und die Ideen des Alltages verſcheucht, wie die Windsbraut die trägen Himmelsſchäfchen. Vor ihnen lag die Moſchee im Lichterglanze. Unzählige kleine Öllämpchen warfen ihren magiſchen Schein auf die Säulengänge und die ſchneeigen Kuppeln, auf denen der goldene Halbmond erblinkte. An dem bronzenen Säulenge-

länder, das die Kaaba in einem Halbrund umringt, hingen Hunderte von Lämpchen, ſo daß ſie einen lichten Bogen, eine Art von Heiligenſchein um den düſtern Hort des Iſlams woben. Nur die Kaaba allein lag ſchwarz, wie trauernd, unnahbar da. Sie ſchien die Strahlen jener ſchwachen Lichtſpender gleichſam in ſich aufzuſaugen und doch nicht hell zu werden. Es was ein überwältigender Anblick. Und jetzt näherten ſich die beiden dem Orte, von dem anſchwellend und wieder abfallend vieltauſendfaches Gemurmel zum düſtern Himmel emporſtieg. In Scharen umſtanden fromme Pilger das Heiligtum der Kaaba. Im ſchwachen Licht der nächtlichen Beleuchtung boten ſie einen ſeltſamen Anblick. Sie alle trugen den Ihram, jenes Pilgergewand, das aus zwei türkiſchen Handtüchern ſich faltend, ſchmucklos Schultern und Lenden bedeckt, während der übrige Teil des Körpers und das glattraſierte Haupt jeder ſchützenden Hülle bar bleiben. Man hatte den Anblick eines Geſpenſterzuges, der ſich rhythmiſch, bald langſam, bald ſchneller um das Heiligtum bewegte. Vor dem Hadſchar el aſſuad, dem ſchwarzen Stein, drängte ſich eine gläubige Menge. Mit Hand und Mund berührten die Frommen den kalten Fels und flehend drang ihr Gebet zu Allah, dem Weltenlenker. Auch am Semſembrunnen, der, ein Stück von dem innern Ring der Moſchee entfernt, im Lichterglanze erſtrahlte, hatten ſich die Pilger eingefunden, um aus den Schöpfkrügen der Brunnendiener das geſegnete Waſſer zu trinken oder ſich mit ihm übergießen zu laſſen. Denn wer vom Semſembrunnen getrunken, den wird im Kreislauf der Monde keine Krankheit treffen, und das Paradies wird ihn aufnehmen am Ende ſeiner Erdentage.

Die beiden nächtlichen Wanderer hatten ſich mit Mühe aus der ſie umflutenden Menge herausgeſchält und traten jetzt unter

eine der hohen Arkaden. „Ein erhebendes Bild," begann Haſſan, „ein Bild der Einigkeit aller, die an Allah glauben. Gläubige aus allen Zungen Aſiens bis hinauf an die Pforten des Mittenreiches, von Kleinaſiens Geſtaden, aus der Welt der Berge und Wüſten Afrikas, ſind herbeigeeilt, um ihrem Gotte zu dienen. Täglich iſt die Schar der Pilger gewachſen. — Wie die Ströme, die in ein gewaltiges Becken ihr Waſſer leiten, ſo haben ſich die Pilgerzüge nach Mekka ergoſſen. Und es iſt nur der geringſte Teil aller Pilger, die heute Nacht hier um die Kaaba verſammelt ſind, jene, denen ſchon längſt der Ehrenname eines Hadſch zuteil wurde. Gewaltige Maſſen ſind hinaufgezogen nach Arafa, um das höchſte Gut der Gläubigen zu erwerben, und wenn ſie morgen in den erſten Stunden des Feſttages zurückkehren werden, wird ein Leben in Mekka ſein, wie nie zuvor. Reicher denn je iſt diesmal das ſyriſche Mahmal in die Stadt gekommen. Der Großherr in Stambul iſt den heiligen Stätten ſichtlich gewogen." Rahmi Bey hatte ſchweigend zugehört. „Wir brauchen den Frieden in Allah," entgegnet er dann, „wir brauchen dies Zeichen unſerer Einigkeit. In Nord und Süd, in Oſt und Weſt lauern Feinde an unſern Grenzen. Seit Jahrhunderten ſtreckt der Moskowiter ſeine Hand nach dem Beſitze der Kalifenſtadt, und ein ruſſiſch Zarigrad am Bosporus iſt das Ziel des Panſlawismus, deſſen Ideen Rußland in jahrzehntelanger Arbeit den halbkultivierten Gehirnen ſeiner Gefolgsleute mit unlösbarem Stempel aufgedrückt hat." Der Offizier hatte erregt geſprochen. Jetzt ſchob er den Turban in den Nacken, und auf ſeiner hohen braunen Stirn wurden ein paar enggezogene Falten ſichtbar. Man ſah, es war ihm ernſt mit ſeinen Worten. Haſſan war den Ausführungen des Offiziers aufmerkſam gefolgt. „Der Panſlawismus iſt ein Traum," entgegnete er. „Raſſenträume ſind

wie Schäume. Noch nie hat die bloße Raſſengemeinſchaft in der Weltgeſchichte feſtgegründete Reiche errichtet. Nur der Glaube an den gleichen, allmächtigen Gott kann die Völker in ſeinem Namen zum Siege führen."

Die Mitternacht war mählich vorüber — ſchon begannen ſich die Pilger hierhin und dorthin zu zerſtreuen. Wohlhabenden leuchtete auch wohl ihr Metuaf mit langer Stocklaterne durch die nächtlichen Gaſſen, ſodaß es ausſah, als ob Hunderte von Leuchtkäfern durch die ferne Dunkelheit entſchwebten.

Auf den ſieben Minaretts des Haram flogen plötzlich ebenſo viele weiße Fähnchen auf. Die Mu'eſſins traten auf den Rundgang hinaus, und mit weit hintragender Stimme ſangen ſie ihr nächtliches Gebet. Rahmi und Haſſan waren niedergefallen und in brünſtiger Demut bedeckten ſie mit den Stirnen das feuchte Erdreich. „Gib uns den Frieden, o Allah! und verzeihe uns unſere Sünden!" Und während hoch oben von den Minaretts das Tadkir ertönt und der Mu'eſſinſang zum Lobe Allahs und Mohammeds vom Nachtwinde über die ſtille Stadt getragen wird — erheben ſich die frommen Pilger, um ihre Quartiere aufzuſuchen.

Auch die beiden Wanderer hatten ihr Gebet beendet und ſtrebten einem der zahlreichen Ausgänge der Moſchee zu. „Die Nacht iſt halb vorüber," begann Haſſan, „laß uns ein Kaffeehaus aufſuchen — dann mag jeder das Calat der Morgendämmerung in ſeinem Stübchen begehen." Es war ein ſonderbarer Vorſchlag. Der fromme Pilger verſchmäht es, ſich in Mekka an öffentlichen Orten des Genuſſes zu zeigen — und Haſſan war als Pilger hierhergekommen. Aber er, der als Kaufmann vieler Herren Länder geſehen und ihre Sitten und Gebräuche kennen gelernt hatte, der in Stambul wie in Hongkong, in London, wie in Berlin zu Hauſe war, hing nicht mit ſtarrem Sinn an den

Gewohnheiten einer längſt überlebten und vergangenen Zeit. Der Offizier war einverſtanden. Auf Umwegen, durch die Kaſchkaſchia (Straße der Opiumraucher) bogen ſie wieder in die Hauptſtraße el Emſa ein. An ihrem öſtlichen Ende liegt ein niedriges Gebäude, aus deſſen unterem Stockwerk hin und wieder heller Schein über die Straße huſcht. Es iſt das Kaffeehaus Schan-Yu-Wei, des Chineſen, das beliebteſte und beſuchteſte der ganzen Stadt. Schon vor der Tür kündet eine mächtige, mit zwei Reihen großer chineſiſcher Zeichen bedeckte Holztafel den Zweck des Gebäudes und den Namen ſeines Beſitzers an. Schan-Yu-Wei iſt vor einem Menſchenalter als frommer Pilger aus dem fernen Mittenreiche nach der heiligen Stadt gekommen. Nicht ohne Schwierigkeiten hat er hier Unterkunft gefunden — denn wer hielte wohl einen der bezopften Chineſenſöhne für einen guten Moſlem — ſchließlich aber iſt es ihm doch gelungen, und er hat mit der Verſchlagenheit und Beharrlichkeit des echten Aſiaten ſich Haus und Erwerb zu zimmern gewußt. Nun iſt er ein Mekkawi geworden wie die übrigen alle und genießt die Vorzüge des Lebens in der heiligen Stadt. Die beiden Männer traten ein. Trotz der vorgerückten Nachtſtunde war das Café noch lebhaft beſucht. Vertreter aller Völkerſtämme aus dem 300-Millionen-Reiche des Iſlams ſchienen hier verſammelt. Da ſah man den ſchlanken, leichten Beduinen, den Sohn der unermeßlichen Wüſte, in fliegendem, blauem Gewande neben dem türkiſchen Beamten in goldverzierter Uniform, den Krummſäbel am Ledergurt — da ſchaukelte der Spitzhut des Perſers neben dem niedrigen Tarbuſch des Ägypters und dem Turban des Syrers. Auch ein Diener der Moſchee war zugegen, reichgekleidet, den ſeidenen Kaftan auf dem Haupte. Nur die Goldſpangen an den Armen und der ſchleppende, wie-

gende Gang verrieten ſeine Hinneigung zum weiblichen Geſchlecht — ſeine Entmannung. Ringsherum auf Teppichen hockten die Gäſte — bald den ſchwarzen Mokka aus eiförmigen kleinen Porzellanſchalen ſchlürfend, bald mit gurgelndem Laut an den langen Schläuchen des Nargileh ſaugend. Ein dicker Tabaksqualm erfüllte den Raum. Von der Decke warf eine Anzahl von Bronzeampeln, wie man ſie im neuzeitlichen China zu finden pflegt, ihre ſchwachen Lichtkegel auf die am Boden hockenden Geſtalten. Die Wände waren ſeltſam dekoriert — zum Teil mit glänzenden Wollteppichen, feinen alten Erzeugniſſen perſiſcher und türkiſcher Knüpfereien, mit Kelims und Dyidjims, zum Teil mit chineſiſchen Rollbildern, auf denen das Leben Laotſes und die Geſchehniſſe eines klaſſiſchen Romans eine Rolle zu ſpielen ſchienen. Dies alles gab in ſeiner Buntheit ein echt orientaliſches Milieu.

In einem kleinen Verſchlage an der hinteren Wand pflegte Schan-Yu-Wei, der Wirt zu hocken, um die Aufträge ſeiner Gäſte entgegenzunehmen. Neben einem dicken, roten Vorhang, der wohl in die inneren Räumlichkeiten führen mochte, ſtanden zwei mittelhohe chineſiſche Poſtamente aus ſchwerem, ſchwarzem Kirſchbaumholz. Bronzene Dreifüße ſandten von ihnen einen feinen, blauen, aromatiſchen Dunſt gegen die Decke — wie wenn der zarte Duft der lieblichen Rayon d'or in flüchtigem Hauch davonſchwebt. Dadurch gewann die Luft in dem engen Raume eine ungewöhnliche, einſchläfernde Süßigkeit, deren Wirkung ſich offenkundig auf den träumenden Geſichtern der Gäſte malte. Selten fiel ein halblautes Wort, alle ſchienen ſich ganz dem Genuſſe hinzugeben, und Schan-Yu-Wei wurde nicht müde, die Ingredienzen zu miſchen, deren berückender Geiſt den rauchenden Dreifüßen entſtrömte.

Als der Offizier mit ſeinem Begleiter eintrat, ſprang der Chineſe dienſteifrig auf und führte die Neuankömmlinge unter tiefen Verbeugungen nach einem durch dichte Bambusvorhänge bisher verdeckten Raume. Mit einladender Handbewegung ſchlug er die beiden Flügel des Vorhanges auseinander, ſo daß die Bambusſtäbe gegeneinander klangen. „Willſt du eintreten?“ wandte ſich Rahmi an Haſſan, „ich glaube, es plaudert ſich hier ungeſtörter als in dem bunten Gemiſch da drinnen. Außerdem habe ich nicht gerne, wenn man allzuhäufig die Uniform des Offiziers hier unten vor Augen hat. Mekka iſt nicht Stambul, und die Pilgerſtadt liebt den Turban des Geiſtlichen mehr als das Kriegskleid.“ Statt aller Antwort hatte Haſſan ſich bereits auf einem der Hocker niedergelaſſen, die zu vieren um den niedrigen Rauchtiſch mit hübſcher Damaszenerplatte herumſtanden. Jetzt folgte auch Rahmi ſeinem Beiſpiel. Schan-Yu-Wei war unterdeſſen hinausgeeilt, um gleich darauf mit zwei Porzellanſchälchen, aus denen der ſchwarze Trank lieblich duftete, zurückzukehren. Auch den unvermeidlichen Nargileh rückte er zurecht — dann verſchwand er mit nochmals tiefer Verbeugung hinter dem Vorhange.

„Deine beunruhigenden Nachrichten“, begann Haſſan, „gehen mir noch immer durch den Sinn, und ich fürchte, daß auch mein Gebet zu Allah heute nicht ſo brünſtig ausgefallen iſt, wie es ſich für einen Hadſch ziemt. Ruſſen, Engländer, und vielleicht auch noch Griechen im Bunde gegen uns! Noch hat unſer Land ſich nicht erholt von den furchtbaren Schlägen der letzten Kriege — und ſchon ſoll ein neues Verhängnis über uns hereinbrechen. Ich glaube wirklich — man geht daran, dem in Europa ſprichwörtlich gewordenen ‚Kranken Mann‘ vollends den Garaus zu machen!“ Haſſan hatte haſtig geſprochen. Seine Er-

regung und der glühend heiß geſchlürfte, ſcharf gewürzte Kaffee hatten ſeine Wangen rot gefleckt. „Keine Sorge!“ entgegnete ermutigend der Offizier. „Unſer Land hat ſeit dem vergangenen Kriege vieles gelernt — und als die letzte Stoßkraft der Bulgaren vor den Tſchataltſchalinien erlahmte, da wurde erſt recht eigentlich die moderne Türkei geboren — da erwuchs jener Militärſtaat, wie wir ihn uns dank dem preußiſchen Vorbilde nach deutſchem Muſter und mit deutſcher Hilfe geſchaffen haben. Der Schlendrian des alten Regimes iſt abgetan und wo ein Enver Bey als Lehrmeiſter moderner Kriegsmethoden auftrat, da wandelte ſich das jawaſch jawaſch (immer langſam) und tſchabuk — vorwärts! trat an ſeine Stelle. Als zwiſchen dem ſiebenten und achten Mond der große Krieg entbrannte, galt es auch für uns, bereit zu ſein oder unterzugehen. Die Zeiten ſind vorbei, da die Türkei als bloße Wächterin der Dardanellen den ruſſiſchen Rieſen ins Schwarze Meer zwang, zur Sicherheit Albions und ſeiner welſchen Getreuen. Heute iſt England an die Seite der Allreußenmonarchie getreten und was der Slawenzar und ſeine unermeßliche Heeresmacht in Jahrhunderten nicht erkämpfen konnten, das ſoll ihm jetzt Albions Flotte holen — die Engen und Stambul. Oder meinſt du, die Ruſſen erſchöpften ihre Kraft auf den Schlachtfeldern Oſtpreußens und Galiziens um ein Nichts. Nein, und abermals nein — der Herr des heiligen Moskowiterreiches iſt gewohnt zu fordern. Mit Deutſchland hätte er vielleicht einen annehmbaren Frieden haben können — ſoll er weiter kämpfen — ſo ſtellt er ſeine Forderungen an Albion — und ich wette, daß ſchon Vertrag und Handſchlag Stambul dem Ruſſenzaren ausliefert. England wird kämpfen — für Rußland — ein eigenartiges Geſchehnis in der Geſchichte des Inſelreiches. Albions Preſtige auf dem Meere — nicht

minder als die Fortſetzung des Ringens auf den blutdurchtränkten Feldern Polens ſteht auf dem Spiele! — es wird ein ſchwerer Kampf werden. Noch freilich ſchwankt das Zünglein an der Wage — noch iſt das Schwert nur gelockert, aber nicht aus der Scheide gefahren. Der Zwiſchenfall am Bosporus iſt beizulegen. Aber Ruſſen und Engländer im Bunde — es gibt keine andere Möglichkeit als den Krieg — den Kampf, den wir um unſeren Beſitz auf Europas Boden, den wir um unſere Exiſtenz an der Seite Deutſchlands und Öſterreichs werden auszufechten haben." „Und was wirſt du tun, wenn es zum Kriege kommt?" wandte ſich Haſſan an Rahmi. „Wirſt du hier oben bleiben und die Kanonen des Djebel Hindi gegen das Rote Meer kehren? Ich glaube, du wirſt wenig Arbeit finden — denn ehe Albion ſelbſt in die heiligen Stätten die Kriegsfackel ſchleudert, läßt es lieber die Hand aus dem Spiel. Noch ſchläft Indien — Englands Fauſt ſitzt ihm an der Gurgel — kleine Aufſtände und Verſchwörungen führen zu nichts — ſie ſchädigen nur die große Sache — doch wenn Englands Söldnerſcharen den Fuß auf dieſen geweihten Boden ſetzen wollten — dann wird in Wahrheit der große, heilige Krieg ausbrechen. Dann wird kein frommer Moſlem, welche Zunge er auch reden mag, die Waffen unberührt laſſen — dann wird die Fahne des Propheten über 300 Millionen Mohammedanern ſchweben als ein Wahrzeichen zum Kampf für Allah und ſeine Propheten." „Du magſt recht haben," entgegnete Rahmi, „auch ich glaube nicht, daß uns hier Gefahr droht — aber eben deshalb werde auch ich nicht hier bleiben. Auf Gallipoli gibt es zu tun — dort, wo ich in unſerem ſchweren Kampfe gegen die Balkanſtaaten ſtand, iſt auch heute mein Platz. Auf der Halbinſel kenne ich Weg und Steg — ich ſelbſt habe mitgearbeitet an dem Ausbau der Feldverſchan-

zungen und ich kann dir ſagen, der tollkühne Angreifer wird auf Gallipoli die Hölle finden. Mit dem Kriegsminiſterium iſt ſchon alles im reinen — kommt es zum Kriege, was ich heute nicht mehr fürchte, ſondern ſogar hoffe, ſo warte ich nur noch die Ankunft meines Nachfolgers ab, der in dieſem Augenblicke vielleicht ſchon unterwegs iſt, um über Stambul nach den Engen zu eilen. Es wird ein erbitterter Kampf werden, doch mit Allah werden wir den Sieg erringen."

Haſſan hatte ſich erhoben. „Laß uns gehen," ſagte er, „es iſt ſpät geworden, und ich möchte ein paar Stunden der Ruhe pflegen, bevor die Pflichten des Feſttages uns ganz in Anſpruch nehmen." Auch Rahmi war aufgeſtanden, und beide traten in die milde Nachtluft hinaus. — Über die Kuppeln der Berge huſchte ſchon der erſte fahlhelle Schein, als ſie ſich trennten.

Von den Minaretts klang der Sang der Mu'eſſins:

„O ihr Schlafenden! ſteht auf zum Heil — und erwähnet Allah,
der die Winde lenkt; — ſchon hat ſich das Heer der Nacht entfernt —
die Schar des Morgenrots iſt nahe gekommen
und leuchtet. — Trinkt und beeilt euch, denn der Morgen iſt näher gerückt!"

In einem kleinen Zimmerchen nahe der Moſchee fiel der fromme Hadſch Haſſan ben Sſadak auf ſein Antlitz und flehte zu Allah um Frieden, Frieden für ſeine Seele und das Reich des Kalifen. Rot wie Blut huſchten die jungen Strahlen der Morgenſonne über die knieende Geſtalt und malten wie höhnend zittrige Kringel auf Boden und Wände.

* * *

Über Mekka donnerten die Alarmkanonen den Beginn des Beiramfeſtes. Um dieſe Zeit war im Tale Menaa, nahe der heiligen Stadt, eine gläubige Menge verſammelt, um das Hammelopfer darzubringen. Wohl zehntauſend frommer Moſlemin mochten es ſein, die hier auf ſteinigem Felde der Feierlichkeit harrten. Die Mehrzahl von ihnen hatte einen Hammel vor ſich und wartete auf das Zeichen zur Opferung. Allen ſichtbar ſtand der Kadi von Mekka, einen reich geſchmückten Hammel an der Seite. Nun drang der eherne Feſtesgruß vom Djijad über die Berge und brach ſich in vielfachem Echo. Der Kadi drehte den Kopf ſeines Opfertieres gegen die heilige Kaaba, ſprach ein kurzes Gebet — und mit durchſchnittener Kehle ſank das Schlachttier zu ſeinen Füßen. — Alle anderen Pilger waren ſeinem Beiſpiele gefolgt, und in wenigen Minuten glich Menaa der blutigen Walſtatt eines Schlachtfeldes. — Mit der ſteigenden Sonne des zweiten Tages tönten die Labikrufe der heimkehrenden Pilger durch das mekkaniſche Bergland. Sie hatten ihre Wallfahrt beendet und zogen als Hadſchach in die heilige Stadt, um in Freude und Wohlſein das Ende des Korban Beiram zu begehen.

Voran ſchwankt ſchwer und trutzig das ſyriſche Mahmal. Weithin leuchtet über ihm die grüne Fahne des Propheten. Aus aller Augen ſchimmert eitel Luſt.

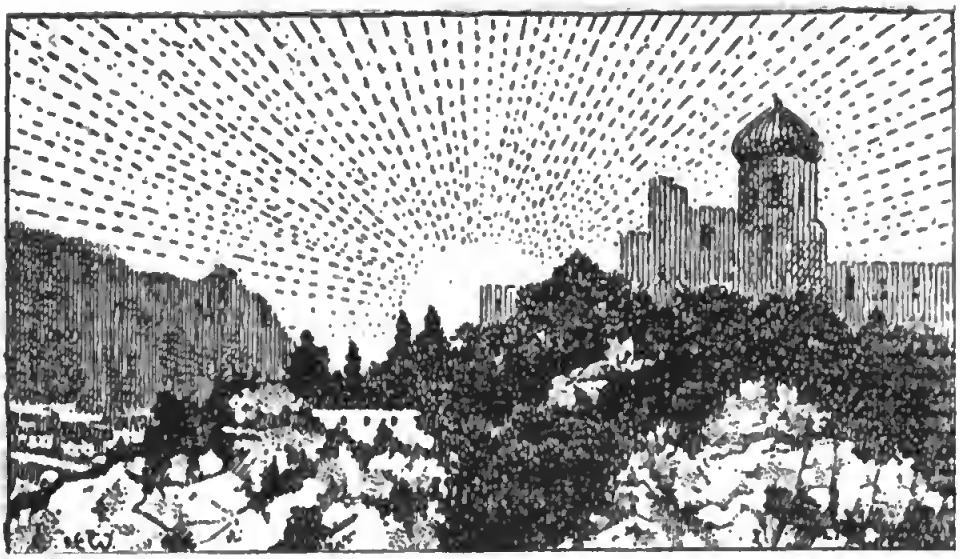
Die Pilger hatten den Ihram abgelegt und ſich mit dem Ihlal (dem Erlaubten) bekleidet. So zogen ſie in Mekka ein. Die Gaſſen und Straßen der Kalifenſtadt ſchienen zu eng, um die allzugroße Schar der Ankömmlinge zu faſſen. Auf den Dächern der ſchneeigen Häuſer ſtand eine bunte Menge, um dem Schauſpiel des Einzuges zuzuſehen, und durch die Holzgitterchen der Harems lugte verſtohlen manch ſchwarzes Auge den ſchwellenden Pilger-

zügen entgegen. Vor der Moſchee ſtauten ſich die Maſſen. Noch einmal ſchien ganz Mekka hier verſammelt, die einen, um Abſchied zu nehmen von der Stätte des Propheten, die andern, um ihre Freunde zu erwarten, die noch in Menaa zurückgeblieben waren, ſchließlich ſolche, die in Mekka zu raſten gedachten und ſich zu neuer Wallfahrt nach der Grabesſtadt Medina rüſteten.

Vor der prächtigen Kanzel, nahe dem Brunnenhauſe drängt und ſchiebt ſich das Volk. Dort oben ſteht ein Mann im ſchwarzen Kaftan. Grell fallen die Strahlen der glühenden Sonne auf ſeinen weißen Turban. Oft erhebt er das Haupt und ſtreicht die ſchmalen Finger einer bleichen Hand wie ſinnend durch den ſchwarzen Bart. Dann wieder läßt er ſeine Augen über die Pilgerſchar gleiten — aber er ſpricht nicht. Wohl liegt der Koran vor ihm aufgeſchlagen, doch ſeine Blicke eilen hinweg über das heilige Buch und ſcheinen ſich in der Unendlichkeit zu verlieren. Und jetzt beginnt er — aber ſeine Stimme tönt ſcharf und hart wie angeſchlagenes Erz und hat ſo gar nichts von den ſanften Lauten eines Predigers. Noch verweht der Ton — doch jetzt — jetzt haben die Zunächſtſtehenden die Bedeutung ſeiner Worte erfaßt, und dumpf raunend fährt es durch die Menge. Von hinten her drängt der Pilgerſtrom — die Kanzel ſcheint in dem bewegten Menſchenmeer zu ſchaukeln, wie ein Schiff auf den gleitenden Wogen der See. Die Stimme des Geiſtlichen ſchwingt ſich empor — deutlich dringt der Ton ſeiner Worte in das dichteſte Gewirr — drohend erhebt er die Rechte gen Himmel. Er ſpricht von den Feinden des Iſlam, er ſpricht von den Verächtern der Sultansmacht — von den Gegnern, die Mohammeds Reich auszutilgen ſich anſchicken — er ſpricht von dem letzten Sitz der Kalifen auf Europas alterndem Boden — er

führt ſeine Hörer im Geiſte in die halbmondgekrönten Moſcheen Stambuls und Peras — er zeigt ihnen die Engen und die Feinde, die vor ihnen lauern. Und er ſchildert ihnen den mächtigen Fürſten, der verſprochen hat, ſeine Hand zu halten über 300 Millionen Mohammedanern. Und er ſpricht und ſpricht. Längſt haben es auch die Entfernteſten vernommen — der Krieg iſt hereingebrochen über die Lande des Großherrn, und jenen Mann, der dort oben ſteht, hat der Sultan aus Stambul geſchickt, um es den Gläubigen zu verkünden. Und wieder erhebt ſich die Stimme des Predigers: Betet für den Sieg unſerer Waffen, betet für den Sieg der Deutſchen und des großen Deutſchen Reiches — betet für den Sieg der Armeen unſeres Sultans und des erhabenen Deutſchen Kaiſers, des Beſchützers aller Mohammedaner. Betet! — Betet! —

Feierliche Stille lagert ein paar Augenblicke über der weiten Moſchee — doch dann bricht es ſich brauſend Bahn. Aus vieltauſend Pilgerkehlen ſteigt zum Himmel der jauchzende Siegesruf des Iſlam. Und jetzt geht er durch die ganze Stadt, läuft durch die breiten Hauptſtraßen, kriecht in die Gäßchen und Löcher — ſpringt hinaus durch die Tore — wälzt ſich über die Landſtraßen bis hinauf gen Menaa, wo er die letzten Pilger erreicht. — — „Allah werſin!“ „Möge Allah es geben!“ — ſpricht der fromme Moſlem und neigt ſein Haupt zur Erde.



## Zweites Kapitel.

Auf Rumeli Hiſſar fallen ſchräge die Strahlen der Nachmittagsſonne. Das alte Schloß hoch über dem Meeresarm ſcheint zu träumen. Um die kleinen Holzhäuschen an ſeinen Mauern ſpielt eine lärmende Kinderſchar. Leiſer Wind ſtreicht durch die ſchlanken Zypreſſen, ſodaß ihre Wipfel ſich neigen und hinübergrüßen zu Aſiens Geſtaden, wo ſchmucke weiße Landhäuſer, in Licht gebadet, das Auge entzücken. Reißend durcheilt der Bosporus ſein enges Bett, und die Kräuſelköpfe ſeiner Wellen tanzen hinauf und hinab am Kai des Geſtades. Seeſchwalben gleiten über das Waſſer, nach Nahrung haſchend.

Dumpf dröhnt der Schlag einer Pauke in das ſchweigende Land. Stoß auf Stoß erſchüttert das Trommelfell, rhythmiſch, wie donnernder Zorn, und ſein Ton ſchwingt über das Waſſer gen Kandili. Die Kriegspauke ſingt — ſingt Schlachtendonner und Menſchenhaß hinaus über Europas und Anatoliens Gefilde. Ein uralter Bekdſchi ſtampft den Weg entlang und meiſtert den

Schlegel über dem hüpfenden Fell seiner Trommel. Dumpf, dumpf tönt ihr Gesang. — — —

Eine riesige Hornbrille beschattet des Alten Augen, ein schreiender Turban deckt sein schlohweißes Haar, zottig springt die Greisenbrust aus okrigem Hemde, rot flackert sein Gurt. Krieg! Krieg! Von Ortaköi kommt er herunter, der Alte, und sein Weg führt ihn hinauf bis an die Ufer des Schwarzen Meeres. Überall wird er trommeln und dem Volke verkünden — Krieg! Krieg! Jetzt bleibt er stehen. Er senkt den Schlegel und das zitternde Kalbsfell schweigt, wie der Redner nach aufreizenden Worten. Um den Alten hat sich eine bunte Menge geschart, Weiber und Kinder, Greise und Burschen. Ein schmutziges Papier knittert in den Fingern des Bekdschi. Er beginnt zu lesen. Feierlich, wie singend, die Sätze lang hinziehend, gleich dem Prediger, und doch pausenlos, bis ihm der Atem stockt. Hoch, fast schrill schneidet sein Organ. Es ist der Aufruf zum Heeresdienst für alle, die im rüstigen Alter noch nicht unter der heiligen Fahne des Kalifen stehen. Mit Maultieren, Pferden, Eseln sollen sie kommen, dem bedrängten Vaterlande zu helfen. „Vergesset nicht! vergesset nicht!" endet der Alte die Botschaft. — Der Großherr ruft! — — Wieder dröhnt die Pauke — matt entschwindet ihr Schrei. Der Alte zieht weiter, und wohin ihn seine müden Füße tragen, da verkündet er die Not der Zeit — da sammelt er die Männer zum Heerbann für den heiligen Kampf.

* * *

Und es wälzt sich das Meer der Streiter. Aus Afrika, aus Kleinasiens unermeßlichen Gefilden zieht es heran, aus wildem Bergesland, aus fruchtbaren Tälern — die Söhne des Halbmonds. Die Gefahr, in der das letzte Bollwerk des Türkentums

auf Europas Boden ſchwebt, hat ſie alle, wie nie, geeint. Langſam rollen die Züge der Anatoliſchen Bahn. Die Halteſtellen ſtehen gedrängt voll — phantaſtiſche Geſtalten in bunten Turbanen und maleriſchen Wämſern, mit hängenden Tüchern und Überwürfen, hocken neben dem Leinenſack, der ihre Habſeligkeiten birgt. Das ganze bunte Völkergemiſch Kleinaſiens iſt hier vertreten. In echt orientaliſcher Ruhe, wie apathiſch, erwarten ſie alle die Ankunft des Zuges. Auch die Weiber haben ſich eingefunden und ſtehen ſchwatzend und gaffend herum. Jetzt läuft der Militärzug ein. Ein Ruck geht durch die Maſſe der Männer, leichtfüßig erheben ſie ſich und klettern in die Wagen. Dreimal ſchlägt die Glocke des Stationsbeamten — die Maſchine zieht an. Ein furchtbares Klagegeheul wird laut. Längs der Gleiſe ſtehen die Weiber und hinter Hunderten von ſchwarzen Schleiern erhebt ſich der Trauerruf der Zurückbleibenden. Keine Träne — kein Abſchiedsgruß — nur dies furchtbare, nervenerſchütternde Klagegeheul — ein Jammern, wie unterdrücktes Weinen, doch nirgends der Anblick eines gramvollen Menſchengeſichtes. Und weiter ab, wo noch kein blanker Stahlweg das ſchöne anatoliſche Land durchquert, Karawane auf Karawane. Endlos ſcheinen die Reihen der Zailas, die gen Norden rollen. Schwer ſchwanken die Planwagen auf holprigem Paß — hier und da ein Reiter auf ermüdetem Roß. Der Weg iſt weit und er erfordert die Anſpannung aller Kräfte — aber es geht vorwärts — vorwärts gen Stambul, der Kalifenſtadt. Über Waſſer und Berge hinweg, unermüdlich ſtrömt die Schar der Krieger, bis von des Bosporus felſigen Höhen die Perle des Reiches, Konſtantinopel, die Ankommenden grüßt.

In dem prächtigen, nach europäiſchem Muſter gebauten Bahnhof von Haidar Paſcha ſtaut ſich die Menge der Einrücken-

den. Unabläſſig flutet ſie die breiten Sandſteinſtufen hinab zum Kai, um das Dampfboot zu erwarten, das ſie über den Bosporus tragen ſoll. Zum letzten Male öffnen ſich die wohlgefüllten Leinenſäcke, um den Reſt der Wegzehrung zu nutzen — man iſt am Ziel. Als der Dampfer vom Ufer losmacht, zieht eine Abteilung Infanterie vorüber, mit klingendem Spiel, die ſonnenverbrannten Geſichter ermunternd auf die Ankömmlinge gerichtet. Da kommt Leben in die Schar — ein Winken geht hinüber und herüber — ein paar kleine Fähnchen flattern in der friſchen Briſe — ſie ſenden den Mobilen die Scheidegrüße ihrer Kameraden. — — —

* * *

Auf der Galatabrücke herrſcht reges Leben. Hin und her ſchiebt ſich das Volk. Stambul und ſeine Vorſtädte jenſeits des Goldenen Horns ſcheinen immer aufs neue ihre Bewohner auszuſpeien, die ſich auf der langen Brücke ein Rendezvous geben. Vom frühen Morgen bis zum ſinkenden Abend findet ſich hier ein Völkergemiſch, wie wir es auf ſo engen Raum zuſammengedrängt wohl in keiner anderen Stadt der Neuen- oder der Alten Welt wiederſehen. Dort keucht eine Anzahl türkiſcher Laſtträger unter ſchwerer Bürde, an ihnen vorbei reitet ein junger Grieche in reich geſticktem Gewande, den Dragoman an der Seite — ein Derwiſch mit großem ſpitzen Hut geht ſchlürfenden Schrittes vorbei. Tief verhüllte Frauengeſtalten ſchieben ſich ſcheu durch die wogende Schar — Juden in langen, gelben Gewändern ziehen heftig geſtikulierend fürbaß — ein Albaneſe in der maleriſchen Tracht ſeiner Berge, im weißen, weithin leuchtenden Untergewande, die turbanartige Mütze auf dem Hinterkopf, die langen Halfterpiſtolen im Gürtel, ſchafft ſich mit

ſtolzen Gebärden Platz. Wagen reiht ſich an Wagen. Ratternd und ächzend ſchieben ſich die großen Räder des Laſtwagens über das Pflaſter, in leichtem Trab überholt ihn die Mietskutſche, und allen voran eilt buntbemalt die türkiſche Equipage mit den Haremsdamen irgendeines Großen. Ein feiſter Eunuch reitet an ihrer Seite, und von Zeit zu Zeit dringt mit Fiſtelſtimme herausgeſtoßen ſein „Platz da!“ über die Menge.

Am Ende der Brücke, dort, wo ſie aus Galata in die Karaköi einmündet, ſtehen zwei Männer und ſchauen ſcheinbar teilnahmlos in die glitzernde Flut. Beide ſind nach der Mode des Weſtens gekleidet — nur der Fes kennzeichnet ſie als Untertanen des Padiſchah, eine einfache, aber nicht geſuchte Eleganz fällt in die Augen. Nur ab und zu läßt der ältere von den beiden ſeine Augen forſchend über die Vorübergehenden gleiten. Dann bricht ein ſtechender Blick aus den halbgeöffneten Lidern, um im nächſten Augenblicke in ſcheinbarer Gleichgültigkeit ſich abzuwenden. „Wie, Sie hier, Onofrio?“ wendet ſich unterdeſſen der andere, eine kleine unterſetzte Geſtalt, an ſeinen Begleiter, „ich wähnte Sie drüben in San Stefano, und nun ſehe ich Sie hier mitten in der Höhle des Löwen, wo man auf Schritt und Tritt die Ausländer überwacht?“ „Bah,“ entgegnet der andere, „keine Sorge Enrico — das alte gute Stambul ſchläft noch immer, und ich wüßte nicht, wer es aus ſeinem vielhundertjährigen Schlummer erwecken ſollte.“ „Sie könnten ſich irren,“ widerſetzt der Kleine, — „von allem, was ich in den letzten Tagen hier geſehen habe an kriegeriſchen Vorbereitungen, was ich inſtinktiv und offen gefühlt habe in der Stimmung des Volkes, was ich mit Luchsaugen beobachtet habe an dem Geiſt der Truppen, das alles ſieht nicht nach Müdigkeit oder gar nach Schlaf aus. Die Zeiten Abdul Hamids, glauben Sie mir, ſind end-

gültig vorüber." „Vorüber oder nicht", unterbricht der andere, „auch als Bulgarien zum Kampf zog, war das Hamidenregiment längſt ausgeſpielt, auch damals donnerten Kruppkanonen den Anſtürmenden entgegen, auch damals ſtanden deutſche Offiziere hinter der Front! Stambul iſt reif zum Fall — es fragt ſich nur, wer das Erbe antritt. Und nun, was mich herführt. Vergangene Nacht tanzten über Lemnos die Leuchtkugeln, das ſicherſte Zeichen, daß die engliſche Flotte naht — die wachſamen Popen auf dem Athos haben mir ſchnelle Kunde gegeben. Jetzt heißt es die Zeit nützen. Die erſte Aufregung, die den Granaten der engliſchen Panzer folgen wird, muß uns helfen. In einem Hauſe nahe der ruſſiſchen Botſchaft ſind die Vertrauten verſammelt. Auch Midhat, der Albaneſe, wird unter ihnen ſein. Ihm will ich die große Nachricht bringen."

Die beiden Männer ſind unterdeſſen rüſtig vorwärts geſchritten. Sie haben Galata durchquert und ſind in die Große Pera-Straße eingebogen. Die ſchöne, abendländiſche Stadt ſteht ſchon ganz unter den Einwirkungen des Krieges. Die großen Hotelpaläſte gähnen in aufgezwungener Ruhe, die Geſandtſchaften und Konſulate ſind von ihren Herren verlaſſen. Die Landhäuſer der reichen Kaufleute liegen totenähnlich in ihren wohlgepflegten Gärten und Parks. Alles Leben ſcheint in Pera erloſchen — und dort, wo ſonſt Lachen und Muſik ertönte, üppige Feſte gefeiert wurden und ſchöne Frauen unter Zypreſſen luſtwandelten, herrſcht jetzt die Stille des Alltags — eines grauen, ſonnenloſen Alltags. Nur die Läden haben ihr Ausſehen nicht verändert, aber es fehlen die Käufer, die ſich nach ihren Koſtbarkeiten ſehnen und ihre Auslagen bewundern. Auch ſie reihen ſich ein in das Bild der Totenſtadt.

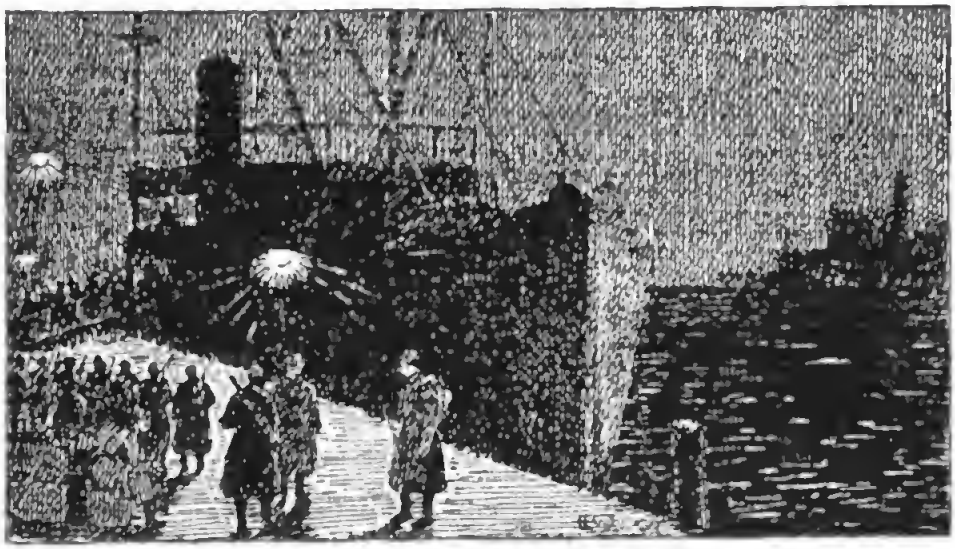
Von dem hochgelegenen Pera genießt man einen wunder-

vollen Ausblick. Galata und Stambul zu Füßen, ſchweift das entzückte Auge über das Goldene Horn hin bis gen Skutari, das, vom blauen Band des Bosporus umfloſſen, wie eine Inſel aus den Fluten aufzutauchen ſcheint. Enrico und ſein Begleiter waren ſtehengeblieben. „Sehen Sie dort unten, Onofrio, jene beiden — wie ihre Rauchfahnen über Stambul hinziehen. Dichter und dichter wird ihr pechſchwarzer Qualm. Ich wette, die haben irgendein neues Werk im Schilde. Zum Teufel, man ſcheint unter allen Keſſeln zu heizen. Wenn nicht alles trügt, treffen ſie die letzten Vorbereitungen zum Auslaufen. Da — jetzt ſteigen die Signalfahnen auf."

Durch den Rauch werden die grauen Leiber von zwei ſchlanken Kreuzern ſichtbar, die ſich auf den ruhigen Wogen hin und herwiegen. Es ſind „Midilli", die alte deutſche „Breslau" und „Sultan Javus Selim", der vormals als „Goeben" auf einer deutſchen Werft vom Stapel lief. „Sie haben recht, Enrico," entgegnete der Angeredete, „die beiden treiben auch mir ſchon lange die Galle im Leibe herum. Es wäre ein ſchöner Batzen Goldes zu verdienen, wenn man ſie herauslocken und ihnen unter den Geſchützen Sebaſtopols, im Pontus ein feuchtes Grab bereiten könnte." „Iſt das Ihre ganze Weisheit," widerſetzte der andere, „was meinen Sie, wie viele hier in Stambul im Rubelſolde ſtehen und jedes Wageſtück vollbrächten, wenn es möglich wäre — aber wie? Man ſieht uns hier arg auf die Finger — und ſeitdem oben am Bosporus jenes Griechenhäuschen entdeckt iſt, deſſen Dach ganz unſcheinbar, wie Fernſprechdrähte, ein paar Antennen zeigte, iſt man auf ſeiner Hut. Glauben Sie mir, die Herren in Sebaſtopol waren anfänglich zu gut über die Bewegungen der türkiſchen Flotte unterrichtet. Das hat den Verdacht der deutſchen Seeleute erregt, und ſeit jener Zeit — ich wette — weiß kein Mäuschen

in den ruſſiſchen Meeresfeſten mehr, wenn die ſchnelle ‚Goeben‘ und ihr Schweſterſchiff aus dem Bosporus in den Pontus ſchlüpfen. Der Überwachungsdienſt iſt, ſehr zu unſerm Nachteil, heute glänzend organiſiert. Venizelos ſelbſt und ſeine ungeſchickten Sendlinge, die noch immer meinen, mit Gold die Engen beſſer bezwingen zu können als mit großkalibrigen Geſchoſſen, haben uns das Stückchen eingebrockt!“

Sie hatten halt gemacht. Vor ihnen dehnte ſich der Palaſt der ruſſiſchen Geſandtſchaft. „Wir ſind am Ziel,“ bemerkte Onofrio trocken, „gehen Sie mit?“ „Nein,“ entgegnete der andere, „ich will noch nach Stambul hinab — es gibt jetzt überall zu tun — wenn Sie ein Geſchäft für mich haben, ſo wiſſen Sie mich ja zu finden.“ Damit wandte er ſich, und während Onofrio in ein Seitenſträßchen ſchlüpfte, ſchlug er den Weg zum großen Galataturm ein. „Ich möchte doch wiſſen, ob die beiden heute noch vor ſinkender Sonne hinausgehen,“ murmelte er und ſchickte lauernde Blicke hinab auf die glitzernde Flut, wo die beiden ſchlanken Kreuzer ſich noch immer in äußerlicher Ruhe auf den Wellen wiegten.



## Drittes Kapitel.

Bleich fährt die Dämmerung über den Bosporus. Mählich taucht die Serailſpitze in das junge Licht des Morgens, die Einfahrt des Goldenen Horns wird ſichtbar und auf Pera verlöſchen die letzten Lichter, die Wächter der Nacht. Feuchtkalt ſtreicht der Morgenwind vom Meer herüber und fegt über die maſſigen Bergrücken Kleinaſiens, hinter denen rot wie das Blut der gefallenen Helden der Sonnenball langſam emporſteigt. Am Kai von Haidar-Paſcha ſtampfen die Maſchinen, dröhnen und klirren die Krane. Zwei große Transportdampfer liegen bereit, um Ladung zu nehmen. Hochaufgetürmt ſtauen ſich ſchwere Ballen. In automatiſcher Regelmäßigkeit greifen die eiſernen Arme nach ihnen, haken ſich feſt, drehen ſich, kreiſchen, pfeifen, bis die ſchwere Laſt an eiſerner Kette über dem Schiffsdeck ſchwebt — dann ein Rattern und Raſſeln — hemmend ſchlägt die Bremſe ein — und geborgen liegen die koſtbaren Ballen im Kielraum des Dampfers. Oben von langen Maſten verſiegt

der Schein der letzten Bogenlampen. Jetzt wirft der Dampfer los, und ein anderer legt sich an seine Stelle. Kauernde Soldaten, die mit stoischer Ruhe hier die ganze Nacht auf ihre Einschiffung gewartet haben, werden munter. Ein Rücken und Rühren geht durch die Schar, dann steht sie bereit. Fahrzeuge werden herangeschafft, das Pflaster erzittert unter dem schweren Rollen von Geschützen. Pferde und Maultiere werden vorgetrieben. Die Verbindungsbrücken werden herüber geschoben. Ein dicker, graugelber Menschenstrom flutet hinüber. Kommandorufe ertönen. Hier und da bäumt ein Tier hoch auf. Klatschend fallen die Hufe der Pferde auf den hölzernen Steg.

Die Einschiffung ist beendet. In langsamer Fahrt verläßt der „Mahmud Schewket Pascha" den Kai, um sich auf die Außenreede zu legen. Mittlerweile hat die Sonne längst die Mittagshöhe überschritten und neigt sich schon wieder gen Westen. Der große Truppentransportdampfer dort mitten im Strom bietet ein Bild vollkommener Ruhe. Auf Deck liegen die Feldgrauen lang ausgestreckt oder zusammengerollt und schlafen. Nur auf der Brücke steht ein einsamer Posten und lugt scharf nach vorne aus.

Von der Marmara her rauscht gespensterhaft der schwarze Leib eines Torpedoboots über die blaue Flut. Es nähert sich in rasender Eile dem Transportschiff. Zwei Wimpel gehen hoch. Auf dem „Mahmud" schrillt die Glocke. Ein Zittern durchläuft das ganze Schiff wie von verhaltener Kraft. Die Maschinen singen und brummen, mächtige Rauchschwaden ziehen wie zerrissenes Gewölk davon. Das Torpedoboot ist nahe herangekommen. Vom Kai stößt auch der letzte Transportdampfer ab. Zu zweien legen sie sich hinter den „Mahmud". Hell klirrt der Maschinentelegraph — vorwärts. Zischend fährt der Dampf in die Kolben

— ächzend dreht ſich das Geſtänge — langſam durchſchneiden die Kiele den Bosporus.

Auf dem Deck des „Mahmud" ſtehen die Anatolier in Parade — nicht auf Befehl — nein, in ſpontaner Kundgebung. Stahlhart erſcheinen die braunen Geſichter — ſuchend und grüßend fahren ihre Augen über die Hauptſtadt. Luſtig flattert die rote Fahne mit dem weißen Halbmond im Winde. Stumm nehmen die dreitauſend, die der „Mahmud" heute hinausträgt, Abſchied von den braungrünen Hügeln mit ihren weißen Minaretts. Sonnendurchtränkt grüßt ſie die Landſchaft, zitternd ſchwebt die Luft über dem Waſſer. Im Vorſchiff ſtehen ein paar der braunen Geſellen und ſchleifen an den Bajonetten — einförmig dringt ihr Geſang durch die Stille — und dazu ſtampfen die Maſchinen des „Mahmud" den Gleichtakt. Vorwärts — Vorwärts! — — — Die Marmara brauſt. Der Abend hat eine ſteife Briſe gebracht. — Unter dem dunkelnden Firmament lecken die weißen Schaumköpfe geſpenſterhaft an dem Schiffsrumpf hinauf. Schwarzes Gewölk ſchießt tief geklüftet am Himmel dahin. Es ſpiegelt ſich in den Wogen und lange, dunkle Schatten jagen dann wie das wilde Heer über die gepeitſchte Flut. Heulend fegt der wachſende Sturm über Maſten und Tauwerk.

Die Wachen ſind verdoppelt. Man iſt in der Gefahrzone. Bis hierher gelang es einmal, zwei feindlichen Unterſeebooten durch die Minenſperre zu ſchlüpfen, ehe ſie der Vernichtung anheimfielen. In das Torpedoboot kommt Leben. Die Geſchütze werden bereit gemacht, die Lanzierrohre ausgeſchwenkt, die Scheinwerfer gerichtet. Kurze Kommandos hallen herüber. In ſcharfer Fahrt ſchießt das Boot dicht vor dem Bug des Transportſchiffes vorüber. Hoch auf ſpritzt der Giſcht und ſtaubt wie

glitzernder Schaum über das Deck des ſchwarzen Renners. Jetzt fährt er in langer Schleife um die in Kiellinie einander folgenden Dampfer, ſcharf biegt er hinüber und herüber, hebt weit nach Bug aus, um ſich im nächſten Augenblicke ſcharf nach Lee auf die Seite zu legen. Dann wieder durchbricht er wie neckend die Kiellinie der Schiffe, um wenige Augenblicke ſpäter in jagender Fahrt das Heck des letzten Transporters zu umkreiſen. Alle Mann ſind an Deck — aller Augen ſind auf die dunkelnde See gerichtet. Da — ein verdächtiger Gegenſtand weit leewärts über den Wogenkämmen. Die Lichtglut des Scheinwerfers ſpielt hinüber — fährt einen Augenblick ſuchend über die Wellen — und jetzt taucht, wie Marmor weiß, eine einſame Spitze aus der rollenden See. Ein Griff — und weiterhin huſcht der Schein über den dunklen Horizont. Langſam und ruhig zieht der „Mahmud" ſeine Bahn — die Feldgrauen liegen in Decken gehüllt auf den feuchten Bohlen und pflegen der wohlverdienten Ruhe. Der ſchnelle, ſchwarze Geſelle an ihrer Seite wacht über ihren Schlaf.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

In Maidos klappern die Windmühlen. Sie mahlen das Getreide für die auf Gallipoli liegenden Truppen. Raſtlos ſchwingen ihre Flügel im friſchen Seewinde. Wagen auf Wagen, hoch beladen mit Mehlſäcken, fährt knarrend davon. Über dem niedrigen Strand ſtehen ein paar ſchwärzliche Kuppen, und dazwiſchen blitzen die Rohrläufe gewaltiger Kruppkanonen. Ihre Mündungen ſind auf die Dardanellen gerichtet. Soll der Gegner von hier kommen? Weithin über Kleinaſiens Geſtade hinweg vermag ihr Feuer Tod und Verderben zu bringen. Wehe dem Schiff, das ſich ihnen naht! Die Stadt iſt in raſtloſer Bewegung. Eine Diviſion Infanterie iſt am Morgen angelangt

und erwartet die weiteren Befehle zum Vorgehen. Ringsherum auf Straßen und Plätzen lagern die Truppen. Ihre ſchweren Torniſter haben ſie abgelegt und hocken in Reihen nebeneinander. Ein vollkommenes Bild der Ordnung bilden dieſe ruhenden Infanteriegruppen. Alles hat ſeinen beſtimmten Platz. Dort vorne die Maſchinengewehre, zwiſchen ihnen die Torniſter, die Gewehre in Pyramiden und dahinter die graue Schar der Krieger. Hier ſteht eine Gruppe von Offizieren in eifrigem Geſpräch — ein Berichterſtatter, der auf einem der ſchnellen kleinen Schiffe von der aſiatiſchen Seite herübergekommen iſt, bringt Neuigkeiten mit — gegenüber ſitzt eine Gruppe junger, ſtattlicher Leutnants, die vielleicht eben erſt die Schulbänke Pancaldis verlaſſen haben, lacht und ſcherzt, als wenn es zum Tanze ginge. Auf den ſaftigen Wieſen außerhalb der Stadt weiden die Maultiere, ſtehen breitbeinig die Kamele — und dahinter, wie eine ſchöne Folie, ſchimmert die Dardanellenſtraße mit ihren zypreſſengekrönten Hügeln am jenſeitigen Ufer. — Der Befehl zum Weitermarſch kommt. Die Tragtiere werden beladen — manch kleine Kiſten hängen zu beiden Seiten von ihrem Rücken. Die Mühe, mit der die Soldaten ſie aufheben, laſſen auf ihr Gewicht ſchließen — zierliche arabiſche Zeichen ſtehen darauf. Es iſt Munition aus einer der neuen Fabriken, die wie im Handumdrehen aus dem Boden gewachſen ſind. Der Stab ſetzt ſich an die Spitze — die Muſik fällt ein, in kurzen aufreizenden Tönen. Auf der ſchönen Straße von Maidos gen Krithia hallen die Schritte der Marſchierenden. Niemand weiß, wo das Ziel liegt — jedem nur iſt es eine heilige Pflicht, das Vaterland zu verteidigen und die Feinde zu ſchlagen, wo er ſie trifft.

* * *

Im Fort Hamidie rattert die Trommel Alarm. Der Feind ist im Anmarsch. Eben hat einer der deutschen Flieger die Nachricht überbracht. Die Kanoniere stürzen an die Geschütze, Munition wird herbeigeschafft und sicher gedeckt. Ein hoher Offizier betritt eilenden Schrittes das Erdwerk. „Wer kommandiert hier?", wendet er sich an den Zunächststehenden. „Hauptmann Rahmi Bey." „Gut! — „Herr Hauptmann!" „Erzellenz!" „Es wird heute heiß hergeben. Von Tenedos werden ein Dutzend der größten Linienschiffe und Panzerkreuzer im Anmarsch auf die Dardanellen gemeldet. Kum Kalessi und Sedil Bahr werden das Feuer nicht kräftig genug erwidern können. Sie müssen die Hauptaktion des Gegners auf sich lenken. Hamidije und Nemaska werden diesmal den Feind aufhalten, koste es was es wolle. Und dann bitte — sparsamen Munitionsverbrauch — Sie verstehen. Lassen Sie Nemaska denselben Befehl übermitteln. Mein Stab liegt hier auf der Höhe — Sie sind mit mir telephonisch verbunden. Ich erwarte einen glorreichen Ausgang!"

Noch einmal durcheilt der junge Hauptmann seine Stellungen, überprüft die blanken Geschütze, in deren weiten Mündern die erste Granate steckt — dann begibt er sich auf seinen Beobachtungsposten. Jetzt wird auch im Feldstecher die nahende Flotte sichtbar. Hoch über Dardanos wiegt sich im zitternden Äther ein Doppeldecker. Durch den Auspuff gibt er Signale. Fünf Rauchstriche ziehen davon — lang—lang—kurz—lang—kurz —. Der Feind ist in die Dardanellen eingedrungen. Rahmi Bey beobachtet gespannt die Manöver des Flugzeuges. Jetzt neigen sich seine Tragflächen nach der linken Seite. „Der Feind gibt links die Breitseite." Kaum, daß man so schnell denken kann, birst die Luft von dem Krachen der Geschütze. Hochauf

ſteigen die Waſſerſäulen, weithin ſpringen Erde und Steine. Zu kurz! Die Salve galt dem Fort Medſchidije auf der anderen Seite. Wieder fahren ſchlangenlange Blitze an den Seiten der engliſchen Schiffe auf — wieder rollt der Donner über das Waſſer und trägt den Gegenhall von den Bergen in buntem Getöſe zurück. Diesmal hat es eingeſchlagen. Deutlich ſieht Rahmi, wie ſie auf der anderen Seite hin und herlaufen. Ambulanzen ſcheinen Verwundete abzutragen. Doch das Fort ſelbſt iſt unbeſchädigt geblieben. Jetzt richten ſie drüben die Geſchütze, langſam, ganz ruhig wie beim Manöver. Ein Offizier ſpringt in die Batterie und prüft die Viſiere. Auch Rahmi hat ſich zu ſeinen Kanonieren begeben, die vor Ungeduld zittern, dem Feinde eins auf den Leib zu brennen. „Nur ruhig Kinder, noch iſt er zu weit — wir müſſen ſparſam ſein.“ Und nun ſcherzt und lacht er, wie wenn der grauſige Donner fernab und ſie hier im ſicheren Fort die ſtrahlende Sonne über ſich ſähen.

Der junge Leutnant Noureddin Efendi iſt neben ihn getreten. Geſtern kam er erſt herunter von Stambul. Heute ſoll er die Feuertaufe empfangen. Sein Gemüt iſt bedrückt — das Toſen der furchtbaren Vernichtungsmaſchinen, gegen die der perſönliche Mut ein Nichts iſt wie der Tropfen im Weltenmeere, droht ſeine Nerven zu zermalmen. Inſtinktiv ſucht er den älteren Kameraden, um ſich an ihm aufzurichten. „Nun, Noureddin, das iſt eine harte Geduldsprobe — doch es wird noch beſſer kommen, wenn ſie uns erſt mal aufs Korn nehmen.“ „Herr Hauptmann laſſen Sie uns feuern, dieſe Untätigkeit iſt furchtbar — meine Leute liegen ſeit einer Viertelſtunde bereits am Abzug — in ihren Händen ſtrafft ſich die Leine — ſie fiebern vor Ungeduld und ich darf doch den Befehl, den ſie alle erſehnen,

nicht geben." „Nein junger Freund, noch ist es zu früh, gehen Sie an den Fernsprecher und melden Sie dem Stab, ich würde auf neuntausend Meter das Feuer eröffnen."

Die Türme der Franzosen scheinen in lodernde Flammen gehüllt. Heulend pfeift es durch die Luft, am Ufer zittert die Erde — da bersten die ersten Granaten im Fort Hamidie. Mählich schiebt sich die Reihe der Schlachtschiffe in den Mund der Dardanellen. Jetzt haben sie die Höhe von Karantina erreicht. Rahmi Bey steht am Entfernungsmesser — zusehends verringert sich die Entfernung zwischen den feindlichen Schiffen und dem Fort. Seine Leute liegen in sicherer Deckung. Noch haben sich die Granaten des Angreifers wirkungslos in die Erdwälle gebohrt, und die Verluste sind mehr als gering. Fünf Mann verwundet — das kann man ertragen. Die Schiffe der feindlichen Flotte schieben sich inzwischen hin und her, um stets in gleicher Peilung zu schießen.

„Herr Hauptmann — dort Kilid Bahr brennt." Ein Unteroffizier hat sich dicht an Rahmis Deckung herangeschlichen und bringt die Meldung. Der Offizier sieht durch das Glas — wahrhaftig drüben lecken rotzüngelnde Flammen empor. Die Kasernen — nein, ganze Häuserreihen und Dörfer scheinen zu brennen. Wieder zerreißt ein Blitzstrahl die bebende Atmosphäre. Eisenteile und Steine spritzen wie bunter Mosaik in die erste Batterie. „Achtung Deckung!" — brüllt hinten eine dumpfe Stimme. Der Himmel steht in Flammen. Eine Ladung Schrapnells birst über den Köpfen der tapferen Verteidiger. Sie verfängt nicht. Die bombensicheren Unterstände decken Mannschaft und Munition. Jetzt geht es Schlag auf Schlag. Der Feind hat sich eingeschossen. Fauchend fahren die Granaten dicht vor den Werken ins Wasser — meter-

hoch steigt die Wassersäule empor, um im nächsten Augenblicke klatschend am Strande zusammenzubrechen. Von den Schiffen aus muß man den Eindruck haben, als ob das Fort vom Erdboden hinweggefegt würde.

Noch einmal mißt Rahmi die Entfernung: 9500 Meter. Mit der Uhr in der Hand zählt er die Minuten. In zehn Minuten muß die Spitze des Geschwaders in Schußweite sein. Drüben vom Fort Medschidije kracht die erste Salve. Rahmi hat keine Zeit, ihre Wirkung zu beobachten. Schrill klingt das Telephon durch die Batterie. 9000 Meter, Granaten, Batterie 2 fertig — Feuer! Heulend fauchen die schweren Geschosse durch die Luft, ohrenbetäubend schlägt der Donner ein. Batterie 1 fertig — Feuer! Wieder sechs züngelnde Blitze und eine schwere Detonation. Zwei Granaten zerwühlen im selben Augenblicke den Boden der vordersten Geschützstellung — der Lauf des rechten Flügelgeschützes gleicht einem aufgeschlitzten unförmigen Rohr — ein Volltreffer hat ihn vernichtet. Der steinige Boden trinkt das Blut der Todwunden. In langen, dunklen Schleiern streicht der Pulverrauch über die Meerstraße. Durch das Prismenglas beobachtet der Hauptmann die Wirkung des Feuers. Hinter den vordersten Schiffen bäumt sich die See. Da sitzen die Granaten. „Zu weit, murmelt er ärgerlich." — — —

Die feindliche Flotte hat sich jetzt bis auf wenige Meilen dem Fort Dardanos genähert. Ihr Feuer auf Hamidije wird schwächer — deutlich sieht man, wie sie alle verfügbaren Geschütze auf diesen Punkt konzentrieren. Ein Franzose liegt weit vorn. Es muß der „Bouvet" sein. Sein Name ist auf diese Entfernung nicht zu erkennen. 8000 Meter, Granaten, schrillt das Kommando. Der Rauch zerreißt, in langen Garben fährt das Feuer aus den Schlünden. Der Franzose stößt dichten,

weißen Dampf aus den Schornsteinen. Er ist getroffen. Da, jetzt legt er sich stark nach Backbord über. Die Werke vor Kilid Bahr fallen ein, sie haben es offenbar auch auf die Franzosen abgesehen, von denen nun drei nahe zusammenliegen. Eine Höllenmusik beginnt. Die Franzosen ziehen sich zurück. Anscheinend ist noch ein zweiter von ihnen getroffen. Aus Fort Dardanos kommt die Meldung, daß ein Teil der Geschütze, durch das Massenfeuer des Feindes versandet, für den Augenblick seine Arbeit einstellen müsse. Erhöhte Gefechtstätigkeit der andern Werke sei geboten. Das Stabstelephon schrillt. Die getroffenen Schiffe sind „Bouvet" und „Gaulois" — auf einem der vorgeschobenen Werke hat man die Namen mit Sicherheit ausgemacht. Wieder zerreißt die Luft von den Blitzen der Geschütze. Aus hundert Feuerschlünden brüllt der Donner. Rahmi lugt scharf nach dem „Bouvet" aus. Der schleppt sich mühsam vorwärts — sein Kurs geht auf die Kefes-Bucht — vielleicht sucht er dort Schutz. Doch jetzt, was ist das — eine schwere Wolke pechschwarzen Rauches entquillt dem siechen Riesen. Der vordere Mast neigt sich zur Seite — er scheint zersplittert. Hell schlagen die Feuersäulen mittschiffs aus dem müden Kämpen. Ein zweiter Treffer muß ihm den Rest gegeben haben. Schnelle Zerstörer eilen herbei. Boote werden losgemacht und schaukeln wie Nußschalen auf dem von Granaten gepflügten Wasser. Unter den Franzosen scheint eine Panik auszubrechen. Noch platzen die weißen Rauchwölkchen über dem sinkenden Schiff, noch kracht und birst das Gestänge im grandiosen Konzert aus hundert ehernen Mündern, da legt sich der „Bouvet" scharf vorn über — man meint, das Schreien der Schiffbrüchigen zu hören — mit Volldampf stoßen die Zerstörer aus der Gefahrzone — und wenige Augenblicke später treibt der

„Bouvet" kieloben auf den Wellen. Neben ihm findet einer der Zerstörer sein feuchtes Grab in den Fluten.

„Irresistible" schiebt sich nach vorne. Ihre schweren Buggeschütze hat sie auf Kilid Bahr gerichtet. Mit verminderter Fahrt sucht sie sich einzuschießen. Es gelingt nicht. Deutlich sieht Rahmi durch das Teleskop, wie nur zwei Geschütze des vorderen Turmes das Feuer aufrechterhalten. Dort muß etwas in Unordnung sein — er eilt an den Entfernungsmesser. Das Schiff liegt in kaum 8000 Meter Entfernung. Ein genaues Visieren auf die Wasserlinie des Gegners ist möglich. Der Offizier läuft selbst in die erste Station, um beim Richten der großen Brummer zugegen zu sein. Er visiert — sieht noch einmal durch den Stecher — das Schlachtschiff steht im Augenblicke fast unbeweglich da und schießt wie bei der Übung seine Granaten durch den berstenden Äther. „Feuer!" Hoch auf zucken die Blitze der ersten Batterie. Um die „Irresistible" springt die See in weißen Fontänen. „Feuer!" Das gleiche Bild. „Zweite Batterie Feuer!" Pechschwarze Wolkenballen kreisen über dem angegriffenen Schiff. Jetzt schweigen seine Geschütze. Bleicher Dampf entquillt in unregelmäßigen Zügen den Schornsteinen. Die „Irresistible" ist getroffen. Ihre Maschinen scheinen still zu stehen. Langsam treibt sie mit der Strömung ab. —

Leutnant Noureddin bringt die Meldung, daß die Geschütze von Dardanos wieder klar sind. Soeben ist es von Kilid Bahr herüber signalisiert worden. Nun gut, dann mag Dardanos ihr den Rest geben. Für eine kurze Zeit setzt das Feuer des Feindes aus. Es ist, als ob die Schiffe sich neu gruppierten, um die Angriffe zu wiederholen. Ihre Reihen schieben sich gegen die Mündung zurück. Das Admiralschiff signalisiert unaufhörlich. Sie scheinen die Feuerüberlegenheit der Festungsbatterie er-

kannt zu haben und ziehen ſich zurück. Doch nein — jetzt blitzt es wieder auf dem „Agamemnon" — auch „Lord Nelſon" und „Prince George" nehmen den Kampf von neuem auf. Ihre Abſicht iſt klar — ſie wollen das ſchon totgeglaubte Dardanos-Fort endgültig zum Schweigen bringen. Drüben fallen die Werke Medſchidie und Hamidije Rumeli ein. Da platzen auch die erſten ſchweren Granaten wieder vor Hamidije. Die „Queen Elizabeth" ſchießt ſich ein. Mit dem Bug gegen den Mund der Engen gedreht, liegt ihr ſchweres Heckfeuer auf dem Fort. Deutlich kann Rahmi die großen 17-Meter-Geſchütze durch das Glas erkennen. Das ſind die berühmten Achtunddreißiger. Faſt freudig begrüßt der junge Artilleriſt ihr Brummen, kann er doch diesmal den Wert der Geſchütze in der Praxis erproben, über die in Friedenszeiten nicht genug des Rühmens war. Für einen Augenblick hat er ſelbſt die eigene, gefahrvolle Lage vergeſſen. Blitzſchnell macht er ſeine Berechnungen. Die „Queen Elizabeth" ſteht nach dem Entfernungsmeſſer in 12300 Meter Abſtand von der Feſtung. Das iſt ein ſehr günſtiger Standort. Ohne mit ihrem geringen Aufbau dem Feuer der zurückliegenden größeren Werke allzuſehr ausgeſetzt zu ſein — vermag ſie doch die Geſchoſſe ihrer ſchweren Artillerie unter ſo geringem Elevationswinkel und mit derartig hoher Endgeſchwindigkeit zu ſchleudern, daß ihr faſt ſenkrechtes Auftreffen geſichert und die höchſte Durchſchlagskraft ihrer Treffer beſtimmt zu ſein ſcheint. Jetzt nehmen die Dardanos-Werke ſie unter Feuer, von Gallipoli kündet der Donner der vorgeſchobenen Baikrahbatterien ihr Eingreifen in den Kampf. Rahmi liegt regungslos auf ſeinem Beobachtungspoſten. Wieder ziſchen die Granaten der Achtunddreißiger durch die Luft — wieder zu kurz — am Strande wirbeln Steine und Sand empor. Ein mächtiger Einſchlags-

trichter wird sichtbar. Einige Eisenkoffer fallen ins Fort ohne Schaden anzurichten.

Der Abend ist mählich heraufgezogen. Wie ein Trunkener taumelt „Irresistible" auf den blauen Wogen. Rings um sie platzen die Granaten, über ihr schwingen die weißen Wolken der Schrapnells. Längst schweigen ihre Eisenschlünde. Die Mannschaft ist unter Deck am Rettungswerke, um zu pumpen und zu dichten. Torpedobootszerstörer suchen sie abzuschleppen. Umsonst. Ein neuer Treffer fährt in der Wasserlinie durch den Stahlpanzer. Gurgelnd strömt die See in das gewaltige Leck. Da hilft kein Dichten — da helfen keine Schotten — aussichtsloses Unterfangen. Mit Mann und Maus geht das stolze Schiff zugrunde. Nur wenige Überlebende retten sich auf die zur Hilfe herbeieilenden Torpedoboote. Noch einmal schrillt das Telephon auf Fort Hamidije 8650 Meter — Granaten — Feuer! Es ist der Abschiedsgruß für den „Triumph", der sich an der Seite des schwergetroffenen „Ocean" zurückzieht. Das Admiralschiff signalisiert den Befehl zum Rückmarsch. Langsam wendet sich die Flottille in Richtung Tenedos.

Über dem Stabsquartier geht weithin sichtbar ein Fahnenschweif hoch. Der Oberbefehlshaber dankt den tapferen Verteidigern der Dardanellen. Als die Nacht herniedersinkt, fallen die Scheinwerfer der Forts auf zwei weite, schwärzlich schimmernde Wasserflächen — es sind die Ölspiegel, unter denen die gefallenen Helden, „Irresistible" und „Bouvet" ihr Wellengrab gefunden haben. So endet der Tag des 18. März. Für die Türken ein ruhmreicher Sieg, für die Verbündeten eine schwere Niederlage, die sie vier ihrer besten Schiffe einbüßen ließ, während die andern sich, fast alle schwer beschädigt, mit Mühe in den rettenden Hafen von Tenedos schleppten.

* * *

EW

Der große Baſar von Stambul bietet heute ein ſo ganz anderes Bild als in den Zeiten des Friedens. Wo ſonſt der Händler ſeine Waren in allen Tonarten preiſt, der furchtſame Jude ſeine Anerbietungen dem Vorübergehenden zuflüſtert, der ſchlaue Armenier beſcheiden und unterwürfig zur Beſichtigung einladet, der Grieche laut und geſtikulierend ruft, der ſchweigende Türke auf ſchwellenden Kiſſen vor der Ladentür mit den Augen winkt, da ſtehen und ſitzen heute aufgeregt hin und wider redende Gruppen. Seit Mittag iſt es in der Stadt bekannt geworden — an den Dardanellen tobt ein erbitterter Kampf. Engländer und Franzoſen haben ihre Großkampfſchiffe in die Straße geſchickt, um die Durchfahrt zu erzwingen. Diesmal geht es heiß her. In der vergangenen Nacht ſollen feindliche Minenſucher einen großen Teil der Sperre abgefiſcht und durchbrochen haben. Von Stunde zu Stunde wächſt das Gerücht. Schwerfällig trotten die Kamele durch die engen dunklen Straßen, über die nur ab und zu eine Glaskuppel mäßiges Licht ausgießt — ihre Führer biegen ſich weit zur Seite, haſchen nach dieſem Wort oder jenem, um es wenige Augenblicke ſpäter in einer anderen Gaſſe des Baſars als ſicherſte Neuigkeit wieder in die ſchiebende und ſtoßende Menge zu ſchleudern. Der ſonſt ſo überlaute Lärm iſt völlig verſtummt, nur ein Murmeln wie von unzähligen Stimmen wird hörbar. Man möchte meinen, in einer großen Kirche zu ſtehen und die Gebete der Gläubigen zu hören, oder dem Volksgemurmel auf der Bühne zu lauſchen. Ab und zu fällt ein kräftigeres Wort in die Menge — dann ſchwirrt es und klingt es wohl für ein paar Augenblicke dumpf auf, wie wenn eine ſprunghafte Glocke mit ehernem Klöppel angeſchlagen wird, um im nächſten Moment wieder in das allgemeine Gemurmel überzugehen.

Im Baſar der Waffen herrſcht das bunteſte Getriebe. Hier war von jeher die Stätte, wo die Erzählungen von Kriegsluſt und -leid ihre Heimſtatt fanden. Dort, wo die Krummſäbel hangen, die einſt den Gurt tapferer Janitſcharen ſchmückten, dort wo elfenbeingriffige Yatagans mit Amethyſten und Rubinen geſchmückt, im gedämpften Tageslicht erglänzen, wo Musketen und ſchwere albaniſche Piſtolen neben langen arabiſchen Flinten liegen, und über all den Waffenſchätzen goldene oder ſilberne Halbmonde auftauchen — dort ſitzen alte, weißbärtige Türken und erzählen von den großen Sultanen und ihren Kriegszügen. Ein Hauch des heiligen Alters geht durch dieſe Räume und Gaſſen und miſcht ſich mit der lebendigen Friſchluft, die von draußen hereindringt, von draußen, wo nun die Kalifenheere abermals gegen den Feind des Islams im Felde ſtehen.

Jetzt dringt verworrenes Stimmengewirr durch das Weſttor. — Ein Sieg — ein Sieg — ein großer Sieg! Gelobt ſei Allah — Allah — räſonieren die Wände der gewaltigen Kaufhalle. Die Umſtehenden horchen geſpannt auf. Und nun verkünden es begeiſterte Stimmen. Die Armada der Verbündeten iſt geſchlagen — drei ihrer beſten Schiffe ruhen auf dem Meeresgrunde — ein viertes treibt ſchwer beſchädigt in den Engen. Noch dauert der Kampf an, doch der Sieg iſt unſer. Der Sieg — der Sieg — in allen Zungen bricht das Wort ſich Bahn und umfängt die Scharen gleich einem ſüßen Rauſch, wie der Duft der tauſend Wohlgerüche, den der ferne Parfümeriebaſar über ſeine Umgebung ausgießt.

Schon beginnt der Tag zu ſchwinden — von der Höhe eines nahen Minaretts ruft ſingend die Stimme eines Mu'eſſins zum Abendgebet. Der Türke breitet behutſam ſeinen Teppich aus —

wendet das Antlitz gen Mekka und beugt ſich in Demut vor dem Allgewaltigen. Schnell leert ſich der große Baſar — die Gaſſen veröden — die Läden verſtecken ihre Koſtbarkeiten. Nur der klatſchende Plattſchritt eines Kamels ſchiebt ſich noch über den holprigen Steinboden — bis auch er verſtummt. Stambul feiert den Sieg!

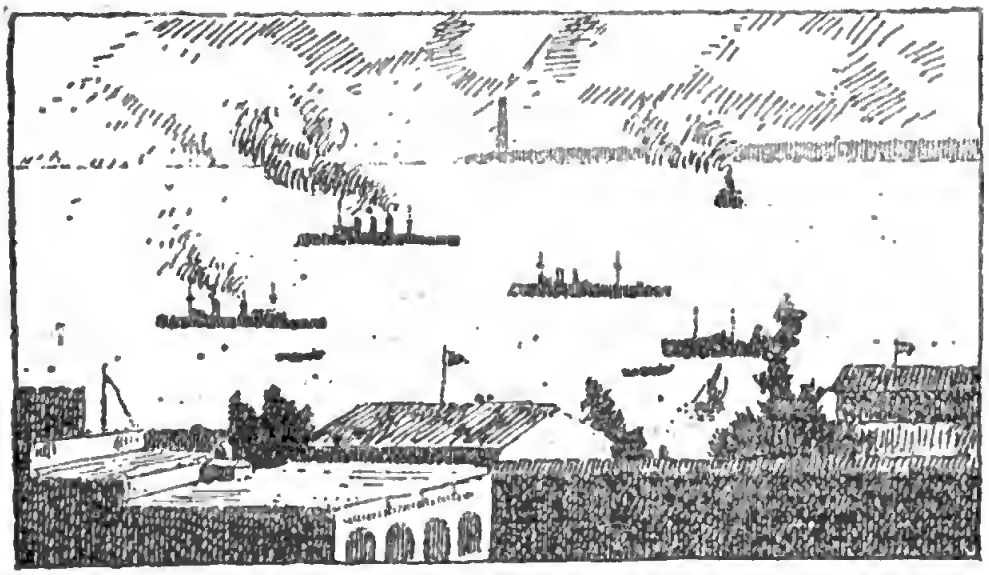
Am folgenden Morgen fährt der Sultan zum Selamik. Kopf an Kopf ſteht das Volk und umjubelt ſeinen Herrſcher — den Siegreichen. Der Nachmittag aber lockt ganz Stambul zu fröhlichem Feſt. Auf dem Goldenen Horn jagen ſich die Kaiks, jene bemalten, geſchnitzten, vergoldeten Renner, die in anmutigen Windungen, ſchönen glitzernden Libellen gleich, über das Waſſer zu gleiten ſcheinen. Ihre Zahl wächſt und wächſt — ſie tänzeln um die ſchweren Barken, in denen vornehme Türkinnen auf koſtbaren Teppichen ruhen — pfeilſchnell ſchießen ſie hierhin und dorthin, immer aufs neue ihre bunte wechſelnde Farbe widerſpiegelnd — ein prächtiges Bild — von fernher winken die Zypreſſen der Gräberſtadt Ejub. Nun ſteigt ſie empor vor dem entzückten Auge — blendendbleich, wie die marmornen Höhen Cararas.

Ein leichter Wind ſtreicht über die Haine des Todes und läßt ſchlanke Zypreſſenhäupter ſich neigen. Eine unſagbar feierliche Stille liegt über der Ruheſtätte der Geſchiedenen. Dort ſchlafen in ihren prächtigen Turbes die Sultane, Veſiere und Großen des Reiches. Seidene und Brokatteppiche, Gewebe ſo fein wie aus Tauſend und einer Nacht ruhen zu ihren Füßen oder decken den prächtigen Sarkophag. Dort oben unter weit ausladender Platane erhebt ſich das Grab Abu Ejubs, des Fahnenträgers, der für Mohammeds Reich, ſtürmend, unter den Mauern von Byzanz fiel. Zwiſchen weißen

Säulenſtümpfen, durch Tauſende ſchattiger Blätterniſchen, grüßt die Stadt des Lebens, grüßt Stambul ſeine erhabenen Toten. — Weiter fliegt der Kaik, dem „Süßen Waſſer" entgegen. Leicht ſpringt er ans Ufer. Eine weite, liebliche grüne Ebene, überdacht von dem Laub knorriger Platanen, ſchlanker Sykomoren — im Schatten der Terebinthen, dehnt ſich das Tal des Kiathané Su. Hier feiert die Kalifenſtadt ihre Feſte. Tauſende ſind verſammelt. Lullend gleiten die Töne eine nahen Muſik über das Waſſer. Doch keine laute Luſt wird hörbar. Unter Lauben und Hütten, auf dem laubüberdachten friſchen Raſen, lagert das Volk in beſchaulicher Ruhe und dankt dem Tage und ſeinem Schöpfer. Hoch zu Roß oder in eleganten Gefährten kommt die vornehme Welt Peras herüber. Das ſchöne Geſchlecht iſt in der Überzahl. Schneeig flattern die Schleier, bunt glänzen die Mäntel der eleganten Türkinnen — die Sklavinnen eilen, ihre Herrinnen zu bedienen — mißtrauiſch wacht der Eunuch eines reichen Paſchas über die ihm anvertrauten „Schätze" ſeines Herrn.

Über dem Boden ein ſeltener Farbenreichtum. Teppiche aller Knüpfarbeiten und aller Herkunftsländer liegen hier ausgebreitet. Neben dem koſtbaren Kirman, deſſen dichte, feine Wolle wie Seide erglänzt, der ſaftrotfarbene Afghan, dann im feinſten Ocker ſtrahlend, der türkiſche Keſchan und weiter, wie eine Brücke zu den andern, der zottiggeſchorene Hamedan, deſſen dichter Wolle nackte ſchlürfende Beduinenfüße das erſehnte Farbenſpiel verliehen haben. Hier ein altperſiſcher Täbris mit krauſen Figuren und Bäumen, dort ein mächtiger Joraghan, ein buntfarbener Smyrna und ein ſpiegelnder Buchhara. Und zwiſchen all der Pracht eilende Diener, die den friſch gebrühten Mokka reichen, deſſen Duft berauſchend,

wie der Hauch der lieblichen ägyptiſchen Zigarette, aus dünnwandigen Porzellanſchälchen aufſteigt. Verlockende Früchte auf ſilbrigen Schalen, Eis, Zuckerwerk und Wohlgerüche. — — — Überall ſpielende Kinderſcharen, rauchende Türken am Nargileh oder die lange Pfeife aus Roſenholz ſinnend zwiſchen den Zähnen. Klatſchend tanzt die Zigeunerbande den Siegesſang. — — — Fürwahr ein Bild, das des Farbenmeiſters wartet. Der Abend kommt und mit ihm gleiten die ſchlanken Boote zurück gen Stambul. Die vornehmen Karoſſen wenden ſich — leiſe ſtreicht der Geſang berückender Odalisken über die dunkelnden Fluten. Die ſüßen Waſſer ſchlummern — einem neuen Feſttage entgegen.



## Viertes Kapitel.

Über Lemnos wehen die Fahnen der Verbündeten. In den engen Straßen der Stadt geht reges Leben — Soldaten überall — rotbehoſte Franzoſen in blauen Röcken, afrikaniſche Schützen auf ihren flinken kleinen Arabern, Senegalneger in Kakiuniform — derbknochige übergroße Auſtralier, Territorials, britiſche Reguläre, das Stöckchen durch die Luft balancierend, Artilleriſten, Marineſoldaten, Flieger, Sanitäter — alle Farben ſind vertreten, vom tiefſten Schwarz des afrikaniſchen Wüſtenſohnes bis zum fadeſten Blond des waſſeräugigen Briten. Dazwiſchen griechiſche Bauern, Frauen und Mädchen. Lange Wagen reihen ſich, mit Maultieren, Eſeln und Pferden beſpannt — alle ſchwer beladen, mit Säcken und Furage. Rotekreuzwagen, Munitionskarren — ratternde Haubitzen. Lemnos gleicht einem Kriegslager. An den Straßenecken und auf freiem Felde kleine ſchlichte Läden, ſchnell zuſammengezimmert aus Holz oder Leinwand. Davor laut lär-

mende Griechen, die ihre Waren anbieten. — Obſt, Marmelade, Konſerven, Bier, auch Whisky, Branntwein, Poſtkarten, Süßigkeiten. Schwül ſteht die feuchte Seeluft über der Stadt. Wem der Dienſt Zeit läßt, der ſteigt hinunter zum Hafen, über den der Wind leichte Kühlung trägt. Draußen in der Bucht liegt die Flotte der Verbündeten. Rieſige Schlachtſchiffe, ſchwerfällig und ſtark, ſchnelle kleine Kreuzer, Zerſtörer, Transportſchiffe überall, große, weite Schuten, hergerichtet um Kavallerie aufzunehmen, Kohlendampfer. — Durch das Gewirr flitzen ſchnelle, ſchmale Pinaſſen wie Botenläufer hin und her. Der Giſcht ſpritzt über den Bug bei der eiligen Fahrt und weht dem Steuermann ins Geſicht, der hinten am Heck auf ſchwankender Platte das Schnellboot meiſtert. Nervös fauchen die franzöſiſchen Pinaſſen durch die ſchwach ſich kräuſelnden Wellen, phlegmatiſch ziehen die Engländer ihre Bahn. Hin und her — hin und her — ein ewiges Kommen und Gehen. Dazu ſind beſtändig die großen Mannſchaftsboote der Kriegsſchiffe unterwegs — ſechs, acht an einem Seil. Die Pinaſſe ſpannt ſich vor — ziſchend pfeift weißer Dampf aus dem Auspuff, dann ein Anziehen, und wenige Minuten ſpäter gleitet der Schleppzug in ſchneller Fahrt über das Waſſer.

Der Abend des 24. April dämmert herauf. Auf den Schiffen in der Bucht flammen hier und da die Lichter auf, Signallaternen gehen an den Maſten hoch, auf die neugeſchlagenen Brücken am Strand fällt der gelbliche Schein ziſchender Bogenlampen. Oben im Lager ebbt für kurze Zeit das bewegliche Leben — auch hier unten iſt es ſtill geworden. Soldaten und Schiffbeſatzungen ſind beim Abendeſſen. Kalt wie der Boreas ſtreicht der feuchte Seewind heran, die dunklen Wogen mit weißen Köpfen deckend. Plätſchernd ſchlagen die Waſſer an die Schiffsplanken. Tief

in der Bucht liegt die Queen Elizabeth. Scharf hebt ſich ihre Silhouette gegen den ſinkenden Abend. Einer mächtigen, flach auf der See ruhenden Pyramide gleichend, ſcheint ihr ſchlanker Maſt den Scheitel zu krönen. Spielend fahren die Wellen ans ſteinige Ufer — rollende Kieſel ſpringen hierhin und dorthin — grünlich glänzt die See der nahenden Nacht entgegen.

Am Turmmaſt der Queen Elizabeth gehen blitzſchnell vier Lichter hoch, grün—weiß—rot—grün. Alle andern Schiffe antworten — auch die drahtloſe Station auf dem hohen Felſen der Mudros Bucht gibt das Erkennungszeichen. Knatternd ſpringen die langen elektriſchen Funken aus dem Sender, Befehle übermittelnd. Unabläſſig arbeiten die Empfangsapparate, zuckt der Morſetaſter. An Bord der Schiffe wird es lebendig. Greller Schein fällt auf die Fallreeps, an denen Barkaſſen und Schlepper ſich in bunter Reihenfolge drängen. Jetzt ſpielt vom Suffren der Blendkegel des Scheinwerfers herüber. Er huſcht über die ſchwarze See, läßt Myriaden von Waſſerflüglern ſilbern aufleuchten und gleitet dann am Landungsſteg hinauf. In ſeinem Schein werden Hunderte von Booten ſichtbar, die von den Schiffen unterwegs ſind, um die letzten Truppen einzuſchiffen. Nun iſt auch die Inſel erwacht — Trompeten ſchmettern — Trommeln rattern — die Soldaten ſtehen bereit. Hinter ihnen ſtaut ſich, ſchier unabſehbar, die lange Linie der Karren, die hochbeladen mit Säcken, dazu beſtimmt ſind, den letzten Proviant an die Boote zu bringen.

Kommandos hallen wider. Schwerfällig ſetzen ſich die Truppen in Bewegung. Voran die Auſtralier — ihnen nach die bunte Menge der Farbigen. Alle zu Fuß. Auf einem anderen Landungsſteg geht man daran, die ſich bäumenden und wild ſchlagenden Pferde in mächtige Schuten zu verfrachten. An

der Brücke ist unterdessen die Zahl der Mannschaftsboote immer mehr angewachsen. Gespenstisch tauchen sie auf und ab in den unnatürlich vom Licht überfluteten Wellen. Nun springen die vordersten hinein — Leinen fliegen durch die Luft, ein, zwei, drei, vier, haken sich aneinander — feuerspeiend gleitet der Schlepper heran — macht fest, und fort geht die Fahrt — in die Dunkelheit hinein. Klik klak, klik klak, singen die schweren Ankerketten der Kriegsschiffe.

Die Luken sind weit geöffnet. Aus den Leichtern wird der letzte Proviant übernommen. Die Reihe der ankommenden Boote scheint kein Ende zu nehmen und immer wieder durchjagen funkenwerfende Pinassen die schwarze Flut. Klik klak, klik klak — — — Jetzt endlich ist auch der letzte Mann an Bord. Die fauchenden kleinen Ungetüme liegen längsseits. Noch drehen sich ihre Schrauben im Wasser — da greifen ein paar starke Eisenarme von dem Riesen herunter — das Boot hängt ein — hol über — und wenige Augenblicke später schwenkt es ein — auf Deck. Rasselnd gehen die Anker hoch. Schwarzer Rauch entquillt den Schornsteinen und schwimmt in breiter Fahne davon. Der Scheinwerfer erlischt. An Bord wird es dunkel — auch die Positionslaternen werden abgeblendet. Flinke Torpedorenner rauschen nach vorne, dem Ausgange der Bucht zu. Von den Markonistationen grüßen ein paar einsame Lichter. — „Glückliche Fahrt" — „Danke!" signalisiert das Flaggschiff. „Vorwärts — in Kiellinie" — steht am Befehlsmast des Admiralschiffs. — — Ein Rauschen und Gurgeln — die Wasser bäumen sich — dumpf dröhnend wühlen die schweren Schrauben — dann wie ein ferner dunkler Hauch — die allmächtige Armada zieht vorüber, dem Feinde entgegen. — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

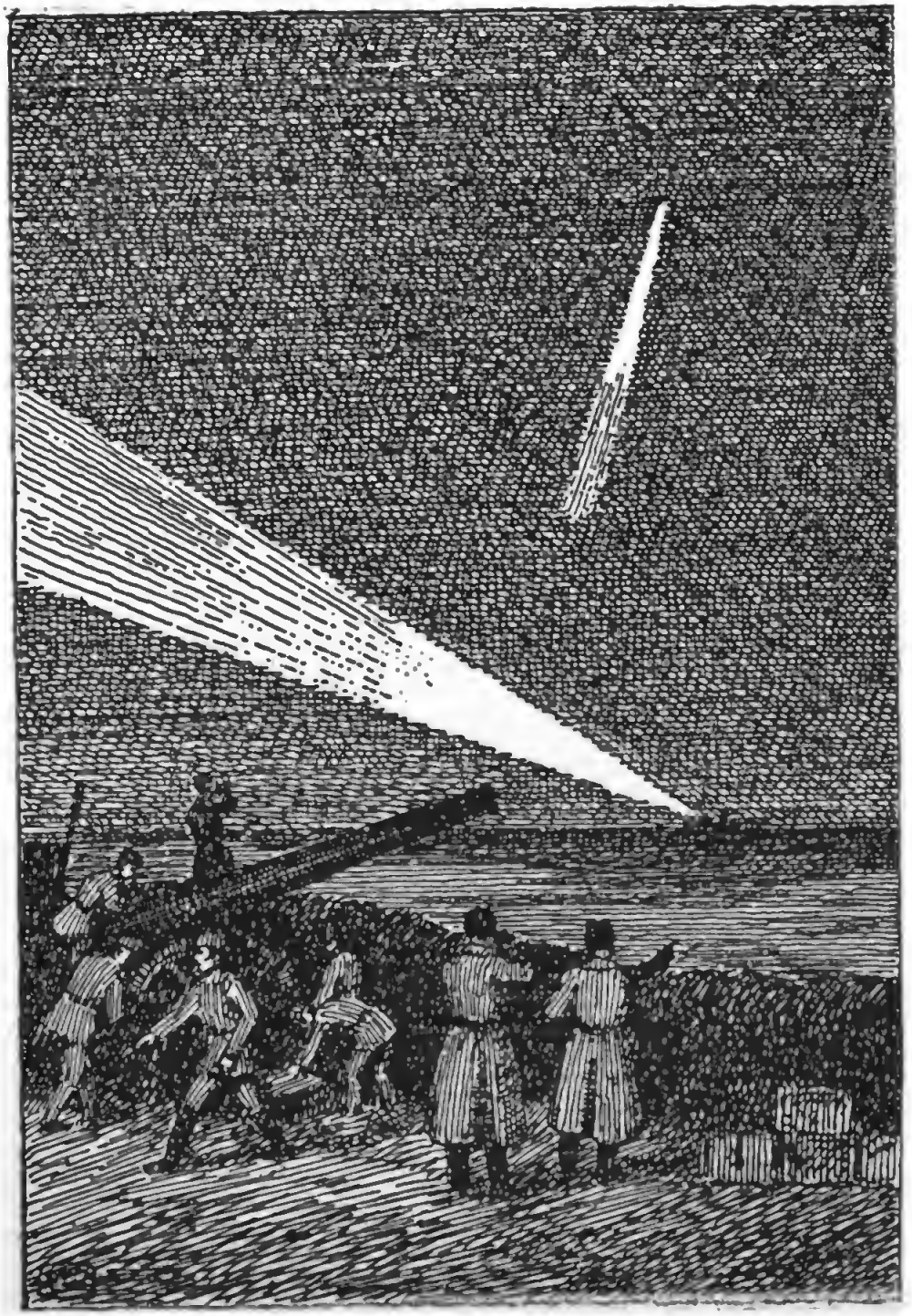
Von Eltschi-Tepe, einem Hügel in der Nähe des Dorfes Krithia, auf der Südspitze Gallipolis, genießt man einen herrlichen Ausblick auf das Meer. Weithin schweift der Blick an klaren Tagen bis hinüber zu den griechischen Inseln, die schaumgeboren aus den rollenden Wogen emporsteigen. Jetzt ist es Nacht — hoch über dem Gipfel schwimmt einsam im Äther verloren ein Fesselballon. Unten bei den Bedienungsmannschaften, die scharfen Lugaus auf die See halten, knarrt und ächzt die Winde, als wolle der ungestüme Geselle dort oben sich jeden Augenblick von dem stählernen Seil reißen. Fast unheimlich ruht das Schweigen über der schlafenden Landschaft. Klar und deutlich schallt der geringste Ton durch die Gefilde. Fernes Dreschen scheint herüberzudröhnen — klipp, klapp — klipp — klapp — wie wenn hundert Flegel hier und dort ins reife Getreide fielen, dann wieder der langgezogene Schrei eines Hundes — weit — weit her. Zweige knacken — Schritte meint man zu hören — dann Totenstille. Nur die Heimchen zirpen unaufhörlich und die Winde knarrt ihr altes Lied. Der Schrei einer Nachteule schreckt die müden Nerven der Wachen. Mit leisen, unheimlichen Flügelschlägen, die so sanft schwingen, als würde die stille Luft gar nicht bewegt, streicht der große Vogel gespenstig vorbei.

Der junge Leutnant Noureddin tritt aus dem Lagerzelte. „Was Verdächtiges, Jungens?" „Nein, Herr Leutnant." Der Unteroffizier, ein stämmiger Armenier, springt vor. „Melde gehorsamst, daß eine Maschinengewehrabteilung vom Kreuzer „Midilli" soeben Richtung auf Krithia passiert hat." „Gut, weiter nichts." „Nein, Herr Leutnant." „Paßt mir auf den Ballon — der Wind scheint zu frischen." Schrill tönt die Glocke aus dem Zelt. Funkspruch vom Ballonbeobachter! In drei Sätzen ist Leutnant Noureddin am Apparat. Lang rollt der Morsestreifen

ab. In der Höhe von Imbros ſcheint die feindliche Flotte Aufſtellung zu nehmen. Gegen Kap Kephalo iſt mit Sicherheit grünes Blendlicht ausgemacht, das unzweifelhaft von einem in Fahrt befindlichen Schiffe herrührt. Einzelne Funkenwürfe ſind beobachtet, deren Entfernung voneinander auf ein größeres, in Kiellinie fahrendes Geſchwader ſchließen läßt. Tick, tick, tack — tick tack — klappt der Taſter — Noureddin gibt die Meldung an das Hauptquartier weiter. Nun wendet er ſich hinaus. „Unteroffizier! — halten Sie mit dem Nachtglas ſcharf nach dort hinüber — ein Fingerzeig gibt die Richtung — und ſobald ſie irgendeine Veränderung auf der See bemerken" — — er vollendet den Satz nicht. Unaufhörlich kommen jetzt die Nachrichten von oben. — Durch die dichte Wolkenwand blinzelt für ein paar Augenblicke der Schein des untergehenden Mondes. Im Weſten ſteht eine helle Wolke — zehn Augenpaare blicken geſpannt auf die dunkle See. Der Unteroffizier hat ſein Fernrohr auf die Schulter eines Soldaten gelegt um ruhiger beobachten zu können. Alles wartet fieberhaft auf das Erſcheinen des Mondes. Da jetzt bricht er durch — lang fällt eine gelbe Lichtbahn über die ſchwarzen Waſſer. Wenige Sekunden nur, doch ſie genügen, um den Auslugenden die ganze feindliche Armada in Anmarſch zu zeigen. „Hol runter" — funkt der Ballon. Geſchmeidig dreht ſich die Winde — Rad greift in Rad — langſam ſinkt der gefeſſelte Rieſe zu Boden. Sein Werk iſt vollbracht.

Auf der Halbinſel aber wird es lebendig. Leiſe geht der Befehl von Schützengraben zu Schützengraben — an die Gewehre — dunkle Geſtalten eilen hierhin und dorthin — dann wieder Ruhe — die Verteidiger ſind bereit, den Feind zu empfangen. Es iſt um die vierte Stunde des neuen Tages.

Mählich ſchiebt ſich die feindliche Flotte vorwärts. Das einſetzende Dämmerlicht läßt nach und nach Einzelheiten erkennen. Dunkle Schatten gleiten über die See, krauſe Figuren werden ſichtbar. Leutnant Noureddin ſetzt hin und wieder das Prismenglas ab und ſchüttelt den Kopf — auch der Unteroffizier blickt fragend auf ſeinen Vorgeſetzten. Was geht dort unten vor? Sind das Manöver, die eine Landung bezwecken — iſt eine neue Beſchießung zu erwarten — demonſtriert der Feind hier nur durch das Gros ſeiner Schiffe, um die Aufmerkſamkeit der Verteidiger abzulenken und leichter mit ſchwächeren Kräften in den Mund der Engen einzudringen? Fragen häufen ſich auf Fragen. Drei Schiffe löſen ſich aus dem Verbande und dampfen gen Norden davon. Deutlich ſieht man ihre rieſigen Schatten über das Waſſer dahinhuſchen. Wieder vergeht eine geraume Zeit. Dichte Schleiernebel ſinken auf die See und hängen ſich wie ein weißes Laken vor die Ferngläſer. Die Flotte mag jetzt 2500 Meter von der Küſte liegen — doch für das Auge bleibt ſie unſichtbar. Die Wachen werden vorgeſchoben — knatternd ſchraubt ſich ein Flieger in die Lüfte und iſt wenige Augenblicke ſpäter in dem dichten Dunſt verſchwunden. Der junge Offizier blickt aufgeregt durch den Fernſeher. Ihm iſt die Stellung hier oben anvertraut und es kommt viel darauf an, die Bewegungen des Feindes richtig zu erkennen. Über dem Meer ſchwimmt wie ein weißes Wolkenmeer der ſinkende Nebel — alles verhüllend. Da bricht das blendende Licht eines nahen Scheinwerfers ſuchend durch die endloſe Nebelwand und im ſelben Augenblicke werden lange Schlangenlinien von Booten ſichtbar, die alle der Küſte zuſtreben. Verlaſſen ſcheint ihre Schar auf dem weiten Meere zu ſchwimmen — Schiffbrüchigen gleicht ihre Beſatzung, die auf ſchwanken Schiffchen



UNIV

die letzte Rettung ſuchen. Drei, vier Lichtbündel ſchieben ſich zugleich durch den dichten Dunſt — aber auch ſie können nicht mehr entdecken als die Menge der Boote, die ſtrahlenförmig auf das Ufer zuhalten. — — Ziſchend zieht eine Rakete ihre leuchtende Bahn, bis ihr bläulicher Kern ſich hoch über den türkiſchen Stellungen knatternd enthüllt. — — —

Jetzt ſind die Boote nahe genug dem Lande, daß man ihre Umriſſe mit bloßem Auge erkennen kann. Die kleinen Schlepper werfen los und dampfen zurück, Boot und Mannſchaft ſich ſelbſt überlaſſend. Geräuſchlos tauchen die Ruder in das von den erſten Lichtreflexen matt ſchimmernde Waſſer. Dicht aneinander gepreßt ſieht man die Kakiuniformen der Angreifer. Nun ſind ſie nur noch wenige hundert Meter vom Ufer entfernt.

Über dem flachen Strand erhebt ſich, nach wenigen Schritten ſteilanſteigend, das ſteinige Hochland. Dort oben im zerklüfteten Fels liegen ſeit Tagen die Scharfſchützen des Trapezunter Landwehrregiments unter ihrem tapferen Führer Abdullah Bey und warten auf den Feind. Hell blitzen heute ihre Augen, ſchußbereit liegt der Finger am Abzug. Noch iſt das Licht zu ſchwach, um das Korn vorn auf der Büchſe zu erkennen. Sie haben ein paar Lederohren über den Lauf geſchoben und viſieren nun durch dieſe auf die anlaufenden Boote. Neben ihnen, hinter ſchützendem Geröll, hat ſich die Maſchinengewehr-Kompagnie Karahiſſar eingegraben. Ihr Kommandant blickt ſcharf nach den Schiffen aus. Von Zeit zu Zeit prüft er den Neigungswinkel und läßt die Gewehre richten. Nun gleiten die erſten Boote in ſeichteres Waſſer. Deutlich erkennt man die geringere Tiefe an der Färbung des Meeres. Etwa 300 Meter mag der Abſtand ſein — da pfeift die erſte Salve über ſie hin. Und

dann geht es ununterbrochen. Wie ein ſchnurrendes Uhrwerk rattert das monotone tack — tack der Maſchinengewehre durch den werdenden Morgen. Peitſchenknall gleich zerreißt das Feuer der Scharfſchützen die ruhende Atmoſphäre. In den vorderſten Booten herrſcht wilde Panik. Unerbittlich mäht der Tod in die dicht gedrängte Schar. Wer ſich erhebt, wird von den Scharfſchützen aufs Korn genommen und fällt unter ihren wohlgezielten Kugeln. Zwei Boote ſchaukeln auf den hüpfenden Wellenkämmen, doch kein Leben rührt ſich mehr in ihnen. Ihre Wände ſind durchlocht wie ein feines Sieb. Strudelnd kreiſen die Waſſer hinein, bis das ſchwanke Fahrzeug zum Rande gefüllt, wie ein Pfeil von der Sehne geſchnellt, gurgelnd in den Abgrund ſchießt. — — Neue Boote kommen und neues Leben wird vernichtet. Man ſieht Männer über die Leiber ihrer gefallenen Kameraden hinwegſteigen — man hört Röcheln und Todesgeſtöhn. Und dazwiſchen immer dasſelbe unerbittliche tack tack — die Melodie des Todes. Wahnſinnskämpfe ſcheinen ſich dort unten zu vollziehen — einmal und noch mal taucht das lange Meſſer eines hühnenhaften Schwarzen in die menſchliche Bootsfracht, dann bricht er ſelbſt, von einem wohlgezielten Piſtolenſchuß getroffen, die Hände jählings in die Luft werfend, im flachen Waſſer zuſammen. Hochgewachſene Auſtralier ſpringen ins Waſſer — vorwärts — vorwärts um jeden Preis — hier iſt die Hölle. Nahezu 80 Boote liegen am Strande, nahezu 4000 Kämpfer wälzen ſich den ſteinigen Höhen entgegen. Noch immer rattern die Maſchinengewehre, noch immer pfeifen die wohlgezielten Kugeln der tapferen Landwehrleute durch die taufriſche Luft — doch allmählich wird ihr Feuer ſchwächer. Der Feind hat in den Sanddünen Deckung gefunden und ihre Geſchoſſe faſſen ihn nicht mehr. Oberſtleutnant Ab-

dullah Bej gibt den Befehl, in die zweite Stellung zurückzugehen. Mißmutig gehorchen die Leute seiner Weisung, sie können so gar nicht verstehen, weshalb man nicht auf dem vordersten Posten ausharren wolle. Auch die Scharfschützen gehen langsam in neue Deckung.

Mittlerweile hat sich der Nebel gehoben und das Licht des jungen Tages streicht schmeichelnd über Land und See. Fernab werden die gigantischen Leiber der Schlachtschiffe sichtbar, die sich unter dem Schutze des Nebels wieder zurückgezogen haben. Vor ihnen durcheilen ein paar Zerstörer die spiegelnde Flut. Um sie drängt sich eine Schar von Booten, dazu bestimmt, immer frische Truppen an Land zu tragen. Unterdessen schicken sich die vordersten Reihen der Gelandeten an, sprungweise den Strand zu durchqueren, um das höher gelegene Gestade zu erreichen. Schon klammern sich viele hundert Hände an den rissigen Stein, schon geht es Schritt vor Schritt vorwärts — dem Ziele entgegen — da kreisen kleine festgeballte Wölkchen über den Köpfen der Angreifer, und im nächsten Augenblicke stiebt ein Hagel von Bleikugeln auf sie hinab. Die türkische Artillerie ist im letzten Moment in Eilmärschen herbeigeeilt und schüttet ihr vernichtendes Feuer auf die Stürmenden. Krach auf Krach — es ist als ob der Himmel berste. Unaufhörlich fällt der Eisenregen auf die Schar der Todesmutigen. Schwankend kommt ein Wasserflieger übers Meer gezogen — hoch in den Lüften umkreist er die türkischen Stellungen, dann rattert er eilfertig zurück. Achtung! brüllt ein Artillerieoffizier — sein weiteres Kommando verschlingt der Knall krepierender Schrapnells. Das Feuer schweigt — in der ungewohnten Stille hört man das Scharren der Hufe ungeduldiger Pferde, das Fluchen der Kanoniere — Peitschenknall und einen kurzen Galopp — wieder Befehlsrufe — und

Ruhe. Drüben über den Backbord der Schiffe laufen feurig züngelnde Schlangen — schwer rauscht und pfeift es durch die Luft — Jäh zerreißt die Atmosphäre, um sich im nächsten Augenblicke wie lähmend auf das Gehör der Menschen zu legen. Die feindliche Flotte bombardiert mit ihren schweren Geschützen die Küste. Die Granaten bohren sich in den klingenden Fels, splittern weithin, werfen Stein und Erde gen Himmel und verwüsten die Stelle, wo eben noch die türkische Artillerie hielt. Nun braust ihr eherner Gruß von drüben herüber und reißt neue Lücken in die Reihen der Angreifer. Sie müssen zurück. Wieder öffnen sich ihnen zu kurzer Rast die schützenden Dünen — doch diesmal sind sie ihr Unglück. Wie in einen Kessel fällt das türkische Feuer. Von den Flanken, von oben streuen die Maschinengewehre ihre vernichtende Saat — das rattert und ruckt — kein Weg, kein Steg bleibt unberührt — überallhin dringt die Eisenflut. Sie müssen zurück. — Nur noch wenige Schritte hinter ihnen dehnt sich das unendliche Meer — kein rettendes Boot — nur immer neue Scharen von Kämpfern springen in hastenden Sätzen durch das flache Wasser.

Weithin ziehen die Boote auf rollender See den feuerspeienden Riesenleibern entgegen. Da faucht es in dumpfem Gedröhn über die Köpfe der Todgeweihten und bohrt sich schwefelgelb berstend in den harten Grund — und noch mal und immer wieder. In scheußlicher Sprengung platzen die 15-Zoll-Granaten der englischen Panzer unter den eigenen Leuten, alles vernichtend und in Riesenwolken schwefelgelben Lyddit rauches hüllend. Wilde Panik bricht durch die Reihen der Verzweifelten — wie irrend laufen sie im furchtbarsten Kugelregen sinnlos hin und her — jetzt gilt es nicht Deckung nehmen vor dem Feuer der

Türken, jetzt heißt es dem eigenen Vernichtungswerk entrinnen. Und immer noch legt sich erstickend der gelbe atemraubende Dunst über die Schar der Ringenden. Die Schützen, die Kanoniere sehen voller Mitleid in das furchtbare Menschenchaos, in die stieren Augen und den wilden Blick der erbarmungslos Hingeschlachteten. Todesschreie, wie sie nie ein Menschenohr vernommen, entsetzliche Raserei, viehisches Brüllen, ohnmächtige Ergebung in das Schicksal. Viele rennen mit dem Kopf gegen die Felsen, um das blöde Hirn zu zerschmettern, andere winken hinauf, um eine Kugel flehend, wieder andere stürzen sich in die grünlich gleißenden Wogen, sinken unter, kommen wieder hoch in dem seichten Wasser — schlagen verzweifelt um sich — sinken, gurgeln, bis die Flut über ihrem todesmatten Körper spielend dahinstreicht. Offiziere setzen die Pistole an die Schläfe, Schwarze fletschen in toller Wut die blendenden Hauer, stoßen ihr kurzes Messer hierhin und dorthin, in Leichen und Lebende, bis sie selbst von einer Kugel getroffen, oder von einem Bajonett durchbohrt, ihr wildes Blut auf der furchtbaren Walstatt vergießen. Und über dem allen, über dieser Szene des Jammers, des Sterbens und der Raserei platzen die Lyddit-granaten der Engländer und füllen die Luft mit giftigen gelben Gaswolken.

Endlich scheint man auf der feindlichen Flotte den Irrtum zu entdecken. Einige Minuten lang schweigt das Feuer — dann bricht es mit spontaner Gewalt von neuem los. Doch diesmal ist das Ziel besser gewählt. Hoch über den Köpfen der Anstürmenden ziehen die Geschosse ihre Bahn, um auf dem höhergelegenen Flachlande zu krepieren. Tanzenden Quecksilberkügelchen gleich hüpfen die Schrapnellkugeln über den harten Stein. In langer, weit auseinander gezogener Front nähern sich die Schlacht-

ſchiffe der Küſte. Ihr Feuer liegt ſchwer auf Krithia, am Fuße des Achi Baba, dem Hauptſtützpunkt der türkiſchen Streitkräfte auf der Südſpitze Gallipolis.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Bei Tekke Burun, unweit der Ertogrull-Batterie ſchwebt ein Ballon hoch in den Lüften. Die ſchrägfallenden Sonnenſtrahlen laſſen ſeine graue Hülle zuweilen hell aufleuchten — dann blitzt es auch über das Seil, das ſtraff geſpannt, häufig im hellen Klang der aufſpritzenden Geſchoſſe mitklingt. Die Batterie gibt Steilfeuer auf große Entfernung. Hierhin und dorthin lenkt der Beobachter die Schußrichtung. Ein Treffer fährt durch den Schornſtein des feindlichen Kreuzers, der mit Volldampf die Gefahrzone verläßt. Unabläſſig ſchrillt das Telephon von oben. Vom Admiralſchiff wird heftig ſignaliſiert. Augenſcheinlich hat man auch dort drüben den läſtigen Beobachter unter den Wolken entdeckt. Winzig, wie ein ſchwirrender goldener Netzflügler im blauen Äther, ſteuert ein Doppeldecker heran. In ſteilem Winkel ſind die Abwehrkanonen gerichtet. 3000 Meter ſchätzt der Offizier, und unſer Ballon ſteht kaum über 450. Immer wieder verſchwindet der gleißende Vogel dort oben den ſuchenden Augen — er ſteht ſo ſehr im Licht, daß auch der Fernſeher ihn nicht feſtzuhalten vermag. Da, jetzt zuckt es breit und gleißend über ſeine flimmernden Gleitflächen und im nächſten Augenblicke ſchießt der große Vogel in ſcharfer Kurve faſt ſenkrecht herab, gerade auf den ruhig ſchwimmenden Ballon zu. Doch die Kanoniere haben gut aufgepaßt. Das heult und pfeift und johlt — über Tekke Burun fauchen die Granaten hoch — eine nach der anderen — immer mehr. Grünliche Wölkchen ſchimmern um den kühnen Doppeldecker.

Kopfgroß, wild gezackt, ſtehen ſie am blauen Himmel. Langſam tropft ein feiner Rauch durch den ſtillen Äther. Wie der langgezogene Trichter einer vom Wirbelwind erzeugten Waſſerhoſe ſtreicht er mählich ab. In ſauſender Fahrt ſchwebt der Flieger davon — jetzt ſteht er über Seddil Bahr — nur ganz ſchwach — wie zwei feine Striche übereinander iſt der Doppeldecker noch ſichtbar. Doch da — da kehrt er zurück und neben ihm zieht von den Dardanellen herauf ein zweiter Flieger. Nicht ſo groß, tiefer, als Eindecker deutlich zu erkennen, ſchwankt er in der durchſichtig klaren Atmoſphäre. Der Doppeldecker überholt ihn, der in gerader Linie auf den Ballon zuſtrebt, und ſucht von Oſten her in hoher Fahrt ſein Ziel zu treffen. Nun iſt er wieder ganz den Augen entſchwunden. Unterdeſſen iſt der Eindecker den Batterien nahe genug gekommen. Eine volle Barriere von Schrapnells legt ſich vor ſeinen Weg — die weißen Wolken der Sprenggaſe ſcheinen ihn einzufangen wie Himmelsſchäfchen ein Stück des blauenden Himmels. Umſonſt — unbekümmert ſteuert das Flugzeug ſeine Bahn. Immer ſtärker wird der Kanonendonner, immer haſtiger eilen die heulenden Geſchoſſe ihre Bahn. Nun ſtürzt er ſich tollkühn in die ſcharfe Kurve, ſcheint einen Augenblick ſenkrecht auf der Tragfläche zu ſtehen und ſchießt mit ratternder Schnelligkeit immer noch zu hoch, um eine Bombe mit Erfolg anbringen zu können, über den Ballon hinweg. Die Geſchütze legen eine ganze Salve weit vom Ziel in die leere Luft. Sie haben ſich nicht ſo ſchnell in die neue Lage einſtellen können. Jetzt kommt auch der Doppeldecker zurück. Die Lage wird kritiſch. Unbekümmert, als ob ihn das alles gar nichts anginge, ſchwimmt unterdeſſen der Ballon dort oben. Schrill tönt ab und zu das Beobachtertelephon durch die Batterie, dann meldet es, daß irgendein Schiff ge-

troffen, daß die feindlichen Panzer irgendein neues Ziel aufs Korn genommen, oder daß die eigene Salve zu weit rechts, links oder über die Schlachtschiffe hinweg das Wasser durchfurche.

Der Artilleriekommandant hat mittlerweile das Gefährliche der Lage erkannt und um Unterstützung gebeten. Eine Maschinengewehrkompagnie rückt heran. Noch immer schwimmt der Doppeldecker im lichten Äther. — Jetzt läßt er sich langsam herab — in mächtigen Serpentinen schwebt er tiefer und tiefer. Auch der kleine Eindecker hat eine Kurve beschrieben und nähert sich aufs neue dem Ballon. Der Zweidecker ist abermals dem Auge entschwunden. Der schwächere Eindecker biegt kurz vor dem Ziele ab und fliegt in entgegengesetzter Richtung davon. Da kommt der große Vogel zurück — ruckweise geht er in eiliger Fahrt tiefer und tiefer — zuweilen scheint seine Spitze fast senkrecht dem Boden entgegenzustreben. Ihm nach folgt surrend der Eindecker. Abermals pfeifen die Schrapnells gen Himmel — wieder heulen sie ihr wildes Lied durch die Luft — ganze Bastionen jener unheimlichen Wölkchen stehen vor dem gefährdeten Ballon. Der Zweidecker kann nicht weiter, er muß ausbiegen — in scharfem Winkel streicht er ab. Doch wie durch ein Wunder bahnt sich der Eindecker den Weg. Kaum 1000 Meter steht er hoch — geradlinig steuert er den Ballon an. 760 Meter Abstand, 720, 650, blitzschnell folgen die Kommandos einander. Die Artillerie hat nicht Zeit, ihre schweren Rohre zu richten. Die Maschinengewehre schaffen schnellere Arbeit. Pfeifend ziehen tausend Geschosse ihre Bahn. Goldig im Sonnenstrahl schwankt der Eindecker hin und her — er rattert, setzt aus — knallt an — sinkt — schwankt, daß man meint, er müsse kopfüber zu Boden stürzen — gleitet ein Stückchen — bäumt sich noch einmal auf

und ſchießt in ſchnurgeradem Lauf zu Boden. Der Motor iſt getroffen. Zwei engliſche Offiziere werden hinter die Front gebracht. Der große Vogel kommt nicht mehr zurück. Dafür knattert ein türkiſcher Kampfflieger über Ertogrul dem aſiatiſchen Ufer entgegen. Deutlich leuchten Stern und Halbmond von ſeinen breiten Tragflächen. — — —

## Fünftes Kapitel.

Schwül liegt der Mittag Kleinasiens auf der Landschaft. Über die neue breite Militärstraße, die von Tschanak Kalessi nach Renköi und weiter nach Kum Kalessi, dem Sandschloß führt, stampft unaufhörlich der Eilschritt vorwärts hastender Infanteriekolonnen. Die rechte Seite des Weges ist frei. Dort klatschen die Hufe vorbeisprengender Kavallerie in den weichen Boden. Tanzend schwingen die Köpfe der Reiter über dem rastlos eilenden Fußvolk. Ein Stabsauto rast vorbei — hoch auf wirbelt der Staub — eine dichte Wolke löst sich ab und treibt den Marschierenden ins Gesicht. Artillerie folgt in gestrecktem Galopp. Die kurzen Peitschen der Kanoniere treiben die Pferde zu immer schnellerer Gangart. Zu dreien sitzt die Geschützbedienung fröhlich lachend und scherzend auf den engen Protzen. Der Batterieführer, Hauptmann Rahmi Bey, prescht säbelklirrend an die Spitze des Zuges. Man ist dicht hinter Dardanos, und wenige Kilometer südlich bei Karantina landet die feind-

liche Flotte unaufhörlich ihre ſchwerkalibrigen Geſchoſſe. Hoch hebt ſich der Offizier im Sattel. Vor Seddil Bahr liegt ein Teil der feindlichen Flotte und feuert mit Schrapnells auf die Straße. Zwiſchen Karantina und Ophrynion, ſoweit das Auge reicht, bohren ſich die Eiſenkoffer in die Erde. Dort iſt der Weg geſperrt. Der Offizier ſchwenkt die Hand — die Kanoniere reißen die Zügel zurück — Unteroffiziere geben den Befehl weiter — knirſchend ächzt das Geſtänge — die Pferde bäumen ſich — die Batterie ſteht. Pioniere müſſen vor — einen neuen Weg zu bahnen. Doch es iſt kein Trupp in der Nähe. Die heranrückende Infanterie greift ein, die Kanoniere ſitzen ab und mit Hacken, Piken und Schaufeln wird das Werk vollbracht. Ratternd fliegen die Geſchütze über den holprigen Boden — über Gräben und Hügel hinweg, dem Ziel entgegen.

Bei Marpeſſos, auf vorſpringendem Hügel, haben geſchickte Hände ſchnell eine Scheinſtellung errichtet. Aus guter Deckung beobachten die Offiziere den Erfolg des Werkes. Da — der „Amethyſt" dreht bei — heulend fahren die erſten Granaten in hohem Bogen durch die Luft und zerſpringen auf dem Eiſenerz des Hügels. Weiter geht das Spiel — für eine kurze Zeitſpanne iſt das Feuer abgelenkt und in langen Sprüngen können neu anrückende Fußtruppen die gefährliche Straße am Meer paſſieren.

Dicht hinter Renköi teilt ſich der Weg. Weſtlich führt eine Straße am Aiashügel vorbei, in leichten Windungen gegen Kum Kaleſſi und die moderne türkiſche Riegelbefeſtigung Orchanie, mehr öſtlich ſchlängelt ſich die uralte Eichenallee durch das ſumpfige Tal des Simoeis nach dem kleinen osmaniſchen Dorfe Halil Eli, um dann in zwei ſchlanken Beugungen, an der Höhe von Hiſſarlik vorbei, geradeswegs auf die ſagenum-

wobene Stätte Ilions zu treffen. Dieſen Weg ziehen die Reſervetruppen. Gigantiſch, verwundeten Rieſen ähnlich, recken die hundertjährigen Eichen ihre zerſplitterten, knorrigen Äſte gen Himmel — hier und da liegt einer der Titanen, die Sturm und Wetter ein paar Menſchenalter ohne zu wanken ertragen haben, gefällt am Boden. Durch das Blattwerk pfeifen und ſurren die ehernen Todesboten. Wie gehetztes Wild jagt die geängſtigte Bevölkerung durch die ſumpfige Ebene, auf ſchwankem Karren die wenigen Habſeligkeiten mit ſich führend. Zu Fuß hinterdrein peitſcht der türkiſche Bauer erbarmungslos auf die ermatteten Zugtiere, ſie immer von neuem zu ſchnellerer Gangart antreibend. Frauen und Kinder ſchreien auf, ſobald ein Geſchoß in der Nähe einſchlägt und mit dumpfem Knall auseinanderreißt. Die ganze trojaniſche Ebene iſt in erſtickenden Rauch gehüllt. Nur ab und zu ſieht man ferne, grelle Blitze über das unheilſchwangere Firmament zucken — dann ducken ſich die Kleinen tiefer unter die ſchützende Plane — weiter rattert der Wagen, häufiger ziſcht die Gerte des Treibers über den Rücken der Maultiere — das elende Volk flieht vor dem ungewiſſen Schickſal.

Über Tſchiblak zittert rote Glut in der heißen Nachmittagsſonne. Kleine ausgedörrte Holzhäuſer brennen wie geſchichtete Scheiterhaufen und werfen einen Funkenregen empor, der wirbelnd und ſtäubend auf Stroh und Dächer niedergeht. Dann lodert die Spreu und blutrot wie der Schlachtentod ſtößt das Fanal durch die ohnmächtige Kraft. Pechiger Stickrauch deckt die Stätte der Vernichtung.

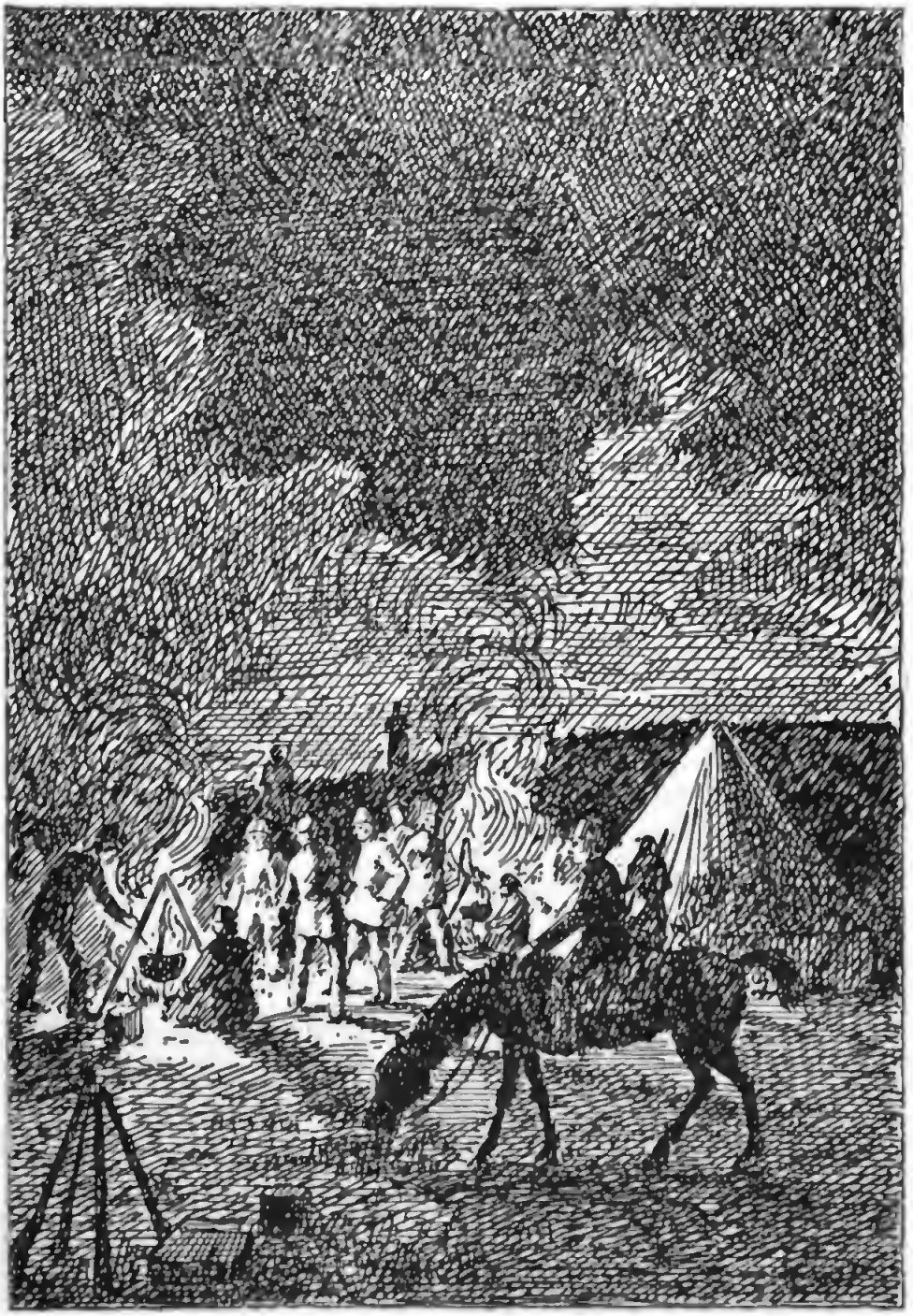
Bei Troja, hinter ſchützenden Ruinenhügeln, lagert die türkiſche Infanterie, begierig auf den Augenblick zum Eingreifen wartend. Endlich um die ſechſte Abendſtunde kommt der Be-

fehl zum Vorgehen. In langen Marſchkolonnen ſetzten die Regimenter ſich in Bewegung. Durch ein Scherenfernrohr ſucht Hauptmann Rahmi Bey den Küſtenſtrich ab. Kein Feind iſt zu ſehen, nur der graue Enveriak ſchaukelt durch die Skamandros-Niederung. In weitgezogenen Schwarmlinien nähern ſie ſich dem Kap Jeniſchehr, auf dem franzöſiſche Kolonialtruppen und Senegalneger feſten Fuß gefaßt haben. Von fernher klingt das Knattern der Gewehre gegen die Hügel. Dort unten muß ein erbitterter Nahkampf im Gange ſein. Über das Flußtal hört man ſchwache Allahrufe herüberſchallen. Nun ſind die Reſerven am Feinde. Mit unbeſchreiblicher Todesverachtung ſtürzen ſich die tapferen anatoliſchen Regimenter auf ihre Gegner. Die Gewehre haben ſie entladen und nur das zweiſchneidig geſchliffene Bajonett blitzt ab und zu in den letzten Strahlen der ſinkenden Sonne. Deutlich ſieht der Offizier den blanken Strahl ſich neigen und wieder erheben und jedesmal weiß er, es iſt ein Feind Allahs — den der wohlgezielte Stoß ſeines Jüngers ins Nichts ſandte. Wieder blickt er hinüber nach der Stelle, wo zuerſt die Allahrufe hörbar wurden. Jetzt laſſen ſich auch die Linien der Kämpfenden deutlich unterſcheiden. Der Feind muß alſo an Boden gewonnen haben. Wie ungeheure lange Bänder, ſchwarz auf ſeiten der Angreifer, grau in den türkiſchen Linien, wogt der Kampf wellenförmig hin und her. Bald ſchiebt ſich das ſchwarze Band nach vorne und buchtet ſich hier und da aus, bald biegt es ſich ein, ſchlägt an den Enden um, und weicht zurück. Es iſt eine ewige Vor- und Rückwärtsbewegung. Die Angriffstruppen ſcheinen ſehr ſtark zu ſein und der Hauptmann wundert ſich, daß kein Befehl zum Vormarſch kommt.

Ein ſeltſamer Trupp nähert ſich dem türkiſchen Lager —

Schwarze in weißen Hosen und bunten Jacken, die Gewehre zusammengebunden mühsam nachschleifend. Zwischen Binsen und Lachen zieht er hindurch geradewegs auf das Ruinenfeld zu. „Sind wir etwa hier um Gefangene zu bewachen," wendet sich Rahmi Bey an den hochgewachsenen deutschen Offizier, der eben lächelnd neben ihn getreten ist, „ich dächte hier gebe es bessere Arbeit für meine Jungen. Sehen Sie nur dort jenes schwarze Band" — er vollendet den Satz nicht — hin und her äugte er durch den Fernseher. „Wahrhaftig sie gehen zurück — die graue Linie wächst und wächst, der Feind flieht — Allah sei Dank!" „Hurra!" fällt der Deutsche ein und schwenkt den Helm. Donnernd geben ein paar hundert Matrosenkehlen das Echo, in vielfachem Widerhall, von den ehrwürdigen Ruinen zurückgeworfen, schwebt der deutsche Heilsruf über die troische Ebene.

Einem feinen Schleier gleich breitet sich die Dämmerung über das weite Land. Hauptmann Rahmi wirft einen letzten Blick auf die schnell dunkelnde Landschaft, dann wendet er sich mit großen Schritten zu den ringsherum lagernden Truppen. Die Soldaten haben abgekocht und liegen in Gruppen um die in den Boden gesenkten Kessel, unter denen ein stechender weißlicher Rauch mühsam hervorquillt. Abseits stehen zu Reihen geschichtet die schweren Tornister — nur den aufgerollten Mantel haben die meisten der Ruhenden noch über Schulter und Rücken geschlungen. In allen möglichen Stellungen, wie sie ihnen das wellige Erdreich bot, lagern die ermüdeten Truppen. Ein kleiner Kreis von Offizieren hockt mit untergeschlagenen Beinen um eine große Karte, auf der suchend das winzige Licht einer Taschenlampe hin und herfährt, und studiert die wenigen schlechten Pfade, die als nächste Wege nach der Küste führen. Die Geschütze sind aufgefahren und strecken drohend ihre ehernen



Rohre über das raſtende Heer. An langem Halfter halten die Meldereiter ihre kleinen, flinken Araberpferde. Stramme, ſchwarze Geſtalten, deren Größe die herabſinkende Sonne noch übertreibt, ſtehen vor dem Kommandantenzelt. Heftig geſtikulierend ſuchen ſie ſich in wunderlicher Zeichenſprache mit den türkiſchen Soldaten zu verſtändigen. Es ſind Überläufer von den feindlichen Landungstruppen — Mohammedaner, die der heilige Krieg um die Fahne des Propheten ſchart. — Schwarz legt ſich die Nacht über die Gefilde Ilions — ſchwerer ſchlagen die fernen Geſchütze — dumpf dröhnt ihr Klang herüber — grell huſcht der Abglanz bleichen Lichtes über das ferne wolkengetürmte Firmament.

Klatſchende Hufe ſchleudern den nebelgetränkten Boden. — „Befehl vom kommandierenden General.“ Ein Bataillon Infanterie ſetzt ſich in Marſch — Hauptmann Rahmi Bey mit zwei Batterien folgt im Schritt. Kum Kale muß auf jeden Fall vom Feinde geſäubert werden, koſte es, was es wolle. — Es iſt ein abenteuerlicher Zug durch das nächtliche Mäandertal — kein Weg, kein Steg — feſtgelegte Pfade erweiſen ſich als ungangbar, weil reißender Regen ſie in einen einzigen großen Schlickſumpf verwandelt hat. Achzendes Schilf rauſcht und knirſcht vom rauhen Seewind getroffen — überall Sumpf, überall Waſſer und dazwiſchen nur ſelten ein trockener tragender Richtweg, deſſen moorige Erde erzittert, wenn der Schritt der vorwärtseilenden Kolonnen darüberführt, und deſſen Boden ſchwankt, als wolle er ſich jeden Augenblick ins nahe Waſſer ſtürzen, wenn die ſchweren Geſchütze in leichtem Trabe paſſieren. Die Offiziere ſind überall — hier den Weg weiſend, dort zur Eile treibend. Vorwärts — vorwärts. — Die Kanoniere ſind abgeſeſſen und traben neben den Geſchützen her. Die mit allen

Mitteln aufs äußerſte angetriebenen Tiere ſtemmen ſich, die Hinterläufe weit zurückbeugend, mit ganzer Kraft in den weichen gleitenden Boden. Dann greifen die derben Fäuſte der Artilleriſten in die Speichen der Räder, hinzuſpringende Infanteriſten faſſen an und fort geht es über Hügel und Gräben, über Moor, durch Lachen und Schilf, dem näher und näher tönenden Geſchützdonner entgegen. Pferde fallen und ſinken ein, ſchaumig wäſcht die Flut um die Knie der watenden Truppen — was hilft es — wir müſſen. Alle Menſchenkraft vereinigt ſich zu dem einen Werk, die Kanonen ſicher hinüberzubringen. „Herr Hauptmann, es geht nicht!“ — die Räder wühlen ſich tiefer und tiefer in den trügeriſchen Sumpf. „Es muß gehen!“ Immer nur dies eine unerbitterliche „Muß“, — es zwingt die Geiſter — es zwingt die Kräfte und es geht. — Die Rohrläufe werden abgenommen — die Räder mit breiten Brettern umlegt — Munitionswagen entleert, und ihre koſtbare Laſt auf hundert, nein viele hundert Schultern verteilt. Sie kommen vorwärts — das unmöglich Scheinende gelingt. Gegen die zweite Morgenſtunde des neuen Tages iſt die große Straße von Renköi nach Kum Kale erreicht. Im Galopp zieht die Artillerie an den im Eilmarſch vorrückenden Fußvolk vorbei.

Schmetternd klingt das Sturmſignal über das verlaſſene Städtchen am Meer. Vorwärts beugen ſich die Körper, ſtraffer ſpannen ſich die Muskeln, feſter umklammert die Hand den Gewehrſchaft — Feuer ſprühen die Augen. Die Offiziere haben den Säbel gezogen und ſich an die Spitze der Kolonnen geſetzt — dem Feinde entgegen. Der liegt in langer Schützenlinie oder in ſchnell aufgeworfenen Gräben nahe den Häuſern der halbzerſtörten Feſte. Deutlich ſieht man die Offiziere hinter den Schützen ſtehen und nach den Anſtürmenden hinüber-

viſieren. Den Finger am Abzug, regungslos, wie mit der Gefahr ſpielend, erwarten Frankreichs berüchtigte Fremdenregimenter den Angriff. Drei, vier Schüſſe huſchen vorſchnell in die todesmutigen Scharen. Sie ſchlagen Lücken — was tut's. Weiter — weiter. Die Trommel rattert immer den gleichen Ton — rataplan — rataplan — als wolle ſie die bittere Wahrheit feſt in die denkunfähigen Gehirne hämmern. Rataplan — rataplan — ein Pfeifen und Ziſchen, ein Sauſen und Splittern als ſei die Hölle los — und nun wieder — furchtbare Augenblicke — ſchreckliches Stöhnen, ſtiere Blicke — flehende Augen. Ganze Reihen liegen, niedergemäht von ſpitzigem Eiſen auf der Walſtatt, und immer neue fallen — mitten im vollen Lauf aus dem Leben herausgeriſſen — den Kopf hochaufgeworfen — die Hand auf der Todeswunde, wie um mit letzter ſterbender Kraft den pulſenden Saft in die armen zerriſſenen Arterien zu drücken. Rataplan — rataplan! Stier wird das Auge, wild zuckt der Mund — Allah, Allah. Ein Brüllen iſt es, kein frommer Ruf — vom Schlachtengott gegeben — ein Ruf der Rache, der Wut, der Verzweiflung, der Raſerei — alles in allem. Nun kreuzen ſich die Waffen — Hieb und Schlag — Stich und Stoß. Wer fleht, um Pardon — wer gibt ihn? Nur Todesmatte ſenden ihre bittenden Blicke auf die ſtierenden Augen der Ringenden. Was treibt die Schar? — die mächtige Liebe zum Vaterlande, zum Gott und Herrſcher ihrer Völker. Was hält den Feind? Der eherne Zwang — es gibt kein Zurück — hinter ihm lauert das feuchte Grab. Hin und her — hin und her — rataplan — rataplan — plan.

Steil ſchießt das Ufer zum Meere. Scharf krümmt ſich der Flügel des weichenden Feindes. Hinter den grauen zuſammengeſchoſſenen Zinnen der alten Feſte ſteht die türkiſche

Artillerie. Ihr Geſang hallt über die Kämpfenden hinweg, den nahenden Booten entgegen, vernichtet ſie — ſchlägt ſie alle. Hüben und drüben iſt die Raſerei bis zum Paroxismus geſtiegen. Um jeden Zoll Boden fließen Ströme roten Blutes. Die Franzoſen können ſich nicht länger halten und jagen den wenigen Booten zu. Da weichen die Türken zurück und nun brauſt aus den Feuerſchlünden der Abſchiedsgruß den Fliehenden. Was nicht die Boote erreicht, geht elendiglich im Waſſer zugrunde, oder gibt ſich in die Hände der ſiegreichen Türken. Das Feuer der großen Panzer iſt ſchon lange eingeſtellt — die Mannſchaft hat genug mit der Rettung ihrer eigenen Leute zu tun. Noch einmal ziehen ein paar Brandgranaten durch den hellen Tag gen Troja herüber. So deckt der Feind ſeinen Abzug von der Schwelle Kleinaſiens, über der fröhlich Stern und Halbmond im friſchen Winde flattern. — — —

* * *

Die denkwürdigen Apriltage endeten mit einem vollſtändigen Sieg der türkiſchen Waffen. Zwar war es dem Feinde geglückt, unter dem Schutze ſeines ſchweren Geſchützes, auf Gallipoli Truppen zu landen, die ſich bei Seddil Bahr, Ari Burnu und Kaba Tepe in ſtarken Verſchanzungen mühſam behaupteten, doch konnte er an ein Vorrücken nicht denken. Zehntauſend Tote zählte man in den erſten Kampftagen auf der Halbinſel, und ihre Zahl war bei weiten unterſchätzt. Auf den Inſeln des Ägäiſchen Meeres und in Ägypten füllten ſich die Lazarette mit ſchwerverwundeten Auſtraliern, Schwarzen, Engländern und Franzoſen, die auf dem heißumſtrittenen Boden Gallipolis die Kugel des Gegners niedergeworfen hatte. Sultan Mohammed V. aber nahm den Titel „Ghazi", der „Siegreiche" an.

## Sechſtes Kapitel.

Dort wo das ſtattliche Dorf Krithia einſt wie roſiger Marmor über das Land grüßte, liegt heute nur ein wüſter Trümmerhaufen. Seine Bewohner ſind entflohen — wer weiß wohin — auf elendem Ochſengefährt trugen ſie die wenige Habe nach Norden — immer weiter — weiter. Granaten kamen und ſangen ihnen das Morgengebet — Granaten ſtießen ſie aus ruheloſem Schlafe. Die Flucht mit ihren unendlichen Schrecken haben ſie kennen gelernt — über die lange, ſchmale Landzunge hinweg — von Weſt und Oſt in einen Feuerkeſſel gedrängt. Armes Volk. Den Säugling an der Mutterbruſt hat das blinde Schickſal zerſchlagen mit dem lebensſatten Greiſe. Wohin ſie zogen — Ruinen — Feuergarben — Jammer, Kummer und Elend. Über Krithia ſind die Brandbomben geſät wie ein teufliſcher Same. Pfadlos das Land — nur Loch an Loch die gigantiſchen Einſchlagtrichter der Rieſengeſchoſſe. Das Todestal. — — — Mild ſtreicht der Odem zweier Meere über die

Mulde, als wolle er die ewige Natur zu neuem, ſchönen Leben erwecken. Noch ſteht kein Feind auf Krithias Boden. Vor ſeinen zerſchoſſenen Toren ſchanzt und wühlt das Heer der Völker, treibt Gänge in das ſteinige Erdreich, zimmert Verhaue, türmt die Sendlinge ſeiner Vernichtungsmaſchinen zu Hauf in der armen, vernichteten Gemeinde, aber wagt nicht mit ſtürmender Hand den letzten, traurigen Reſt dieſes heißbegehrten Landes zu faſſen.

Hoch über dem alten Krithia, da hält ein treuer Kämpe die Wacht — da blickt der Achi-Baba wie ein blitzeſchleudernder Gott auf das Gewühl zu ſeinen Füßen. Da liegen die Türken, und Graben um Graben zieht ſich hinauf, hinunter um den Abhang des ſtolzen Hügels. Hier ſtehen die Geſchütze, die vorſorgliche Erkenntnis von den Wällen der Hadriansſtadt in mühevoller Arbeit hierhergeſchleppt hat — hier liegt die Elite osmaniſcher Truppen — es gilt! — — —

Zwei mächtigen Panzerarmen gleich dehnt der Achi Baba ſeine Hügelketten nach Oſt und Weſt, beide durch die Kunſt der Ingenieure ein paar Hochfeſten wie er. Von den Dardanellen bis nahe an die Ageis zieht ſich das gewaltige Maſſiv, eine einzige natürliche Feſtung, durch Menſchenhand ein ſchier uneinnehmbares Bollwerk geworden. Tief in den grauen Kalk ſind die Schützengräben geſchnitten — hoch auf ragt die ſtarke Brüſtung und deckt mit Kalk und Erde die bombenſicheren Schützenſtände. Keine Veränderung iſt an dem Gelände wahrzunehmen — ebenmäßig wie zuvor ſcheint der Hügel aufzuſteigen. Nur hier und da ein Drahthindernis, daß den Weg oder den ſteil anſteigenden Pfad ſperrt — ſonſt nichts. Wie ausgeſtorben liegt die Hügelkette da. Vergebens gleitet das Prismenglas der engliſchen Offiziere über das tote Erdreich —

nirgends will ſich ein Geſchütz — nirgends der armſelige Lauf eines voreiligen Gewehres zeigen. Und doch iſt Leben in dem Berge — und doch ſtrecken ſich viel todbringende Läufe, ſorgſam auf Schilf oder Gras gebettet, unter dichter Kalkdecke dem Feinde entgegen. Selbſt die ſchwere Artillerie ſteht gegen Fliegerſicht geborgen, in feſter Deckung. Nur wem es gelänge, nahe genug an die Feuerſchlünde des Achi Baba heranzukommen, der würde mit einem guten Stecher hin und wieder viereckige Scharten gewahren, aus denen ein kleines vorwitziges Spiegelchen liſtig ins Tal blickt. Es ſind die Augen des Hügels, die ſorgſam über die feindlichen Linien hingleiten und jede Bewegung in ſich aufnehmen. Hier ſtehen die Wachen, regungslos, ſtundenlang und ſchauen und ſchauen — das Auge unverwandt dem Feinde zugekehrt, die Hand am Fernſprecher, um vielleicht im nächſten Augenblicke die ganze Feſtung zu alarmieren.

Tagelang hat hier Ruhe geherrſcht. Die Engländer ſind aus ihren Schützengräben, die ſich von Ari Burun über die Straße nach Seddil Bahr erſtrecken, kaum herausgekommen. Das ewige Einerlei des Dienſtes ermüdet. Ermunternd geht der junge Oberleutnant Noureddin, den ſeit wenigen Tagen das Eiſerne Kreuz ziert, durch die Stellungen. Häufiger denn ſonſt blickt er durch das Spiegelglas. Aus den Dardanellen und vom Golf von Saros wird der Aufmarſch größerer feindlicher Einheiten gemeldet. Das iſt kein gutes Zeichen. „Wir werden bald Arbeit bekommen", wendet er ſich an ſeine Kompagnie, die heute ſtatt der gewohnten Geſchütze, mit Maſchinengewehren in vorgeſchobener Stellung liegt. „Wie Allah es will!" tönt es ihm als Antwort entgegen. — Es iſt die einzige Entgegnung, die der tapfere türkiſche Soldat auf alle Fragen

immer wieder hat. Und vielleicht iſt es gut ſo. „Wie Allah es will!“ — in dieſem Sinne wiſſen ſie zu kämpfen und zu ſiegen für ihren Gott und die heiligen Stätten ſeiner Verehrung.

Schon nähert ſich der glühende Sonnenball dem Zenit, da wird es lebendig im Lager der Feinde. Lang dehnt ſich die Kette der Völker. Der Generalſturm ſteht bevor. Die tapferen Verteidiger ſind auf ihren Poſten. Genau wie das Uhrwerk werden ihre Salven ins Tal fahren, wenn ihre Zeit gekommen. Noch gebietet die Ruhe, die furchtbare Ruhe, die ſchlimmer iſt, nervenzerrüttender als das Getöſe der mordenden Schlacht. Man fühlt die Aufregung — Mann für Mann, man ſieht das Zucken der bärtigen Geſichter. Unheilſchwanger, wie ſtickig liegt die Luft über den Unterſtänden — ſelbſt das Klopfen der Herzen meint man zu ſpüren. Es iſt das Ungeahnte, Ungewiſſe, das ſich ſo tief in die Seelen der Menſchen prägt, das Wahnwitz zu erzeugen vermag, und das davonfliegt, wie luſtiges Koboldgevölk, wenn die tiefen Orgeltöne der ſchweren Geſchütze mächtig brauſend über das Land ziehen, und das Feuer der eigenen Waffen ermunternd ans Ohr ſchlägt.

Heulend fauchen die erſten Schrapnellſalven heran und ſtreuen ihren Eiſenregen auf den Oſtarm des Achi Baba. Bald ſchimmern hundert ſchwarz-weiße Wölkchen über der grau ins Licht ragenden Höhe und immer mehr kommen und gehen. Bei Seddil Bahr ſteht die franzöſiſche Artillerie und belegt jeden Fuß Bodens um ihn ſturmreif zu machen. Der Berg rührt ſich nicht. Flieger knattern heran und ſtreichen ohne Feuer zu bekommen wieder ab. Iſt denn da oben alles tot? Von der See her donnert das ſchwere Schiffsgeſchütz im Steilſchuß auf den nahen Höhenzug. Die ganze Halbinſel, ſoweit der Blick umherſchweift, iſt in ein einziges, unendliches Feuermeer getaucht.

Die glühende Luft ſcheint zu brennen und ein Gluthauch wie aus einer Unzahl arbeitender Hochöfen, legt ſich dörrend und ſengend über das elende Land. Iſt es denn möglich, daß Menſchen in dieſer Hölle ausharren? Stumm liegt der Achi Baba inmitten des Vernichtungswerkes. Sein Leben ſcheint erloſchen. Da wird die Arbeit den Stürmern leicht. Blauröckige Senegalneger ſpringen auf, ragende Ghurkas ſchwingen ihre Waffen in wildem Kampfgeſchrei — Engländer, Auſtralier, Schotten, Sikhs, Franzoſen, Algerier, Zuaven, ein wüſtes Raſſengemiſch, aufgepeitſcht zu wilder Raſerei, wälzt ſich gegen den Achi Baba. Der liegt noch immer in ſeiner gewohnten Ruhe, als wenn er die Granaten verachte, die unaufhörlich tiefe Riſſe und Sprünge in ſeinen ſchwieligen Rücken reißen.

Die Verteidiger ſind bereit. Schon nähern ſich die vorderen Linien der Stürmenden den erſten Drahtverhauen — die Scheren klappen ein, um ſich knirſchend durch das ſtachliche Eiſen zu freſſen — — da ſchrillt es drinnen im Berg, wie von hundert zerſpringenden Glocken. — „Achtung!“ Die Geſchütze ſind ausgerichtet — die Gewehrläufe eingeſtellt — jedermann iſt fertig. Und noch einmal derſelbe unheimlich ſchrillende Ton und — aus tauſend Feuermündern fährt der Tod ins Tal. Schwarz wie die Wolke des kommenden Wetters lagert dichter Pulverdampf über den unſichtbaren Werken. Wieder zuckt der Strahl und wieder birſt die Luft in furchtbarem Getöſe. Hingeſät liegen die Leiber der Angreifer — wie die Sichel des knöchernen Senſenmannes ſie geſchnitten. Die Erde iſt zerwühlt von der Eiſenflut aus tauſend Feuerſchlünden — und über dem klaffenden Erdreich zucken die Leiber der Sterbenden — rinnt das Blut der in Höllenglut Verſchmachtenden. Die Völker fluten zurück — aber der un-

erbittliche Befehl reißt ſie aufs neue vorwärts. In breiter Phalanx ſtürmen die Neuſeeländer heran, mutige Kerle, die den Tod nicht fürchten. Doch auch ſie müſſen zurück und ehe der Tag ſich neigt, ruht die zerſchellte Erde von der Vernichtungsarbeit.

Ambulanzen ziehen durch den ſinkenden Abend — hin und her flimmern die Lichter der ſtillen Tröſter. Das Stöhnen der Verwundeten verhallt — nur ab und zu noch klingt ein langer klagender Ruf durch die ungewohnte Stille — dann deckt die Nacht ihren ſchwarzen Schleier über das Schlachtfeld. Der Achi Baba aber blickt trotzig wie zuvor über die weite blutgetränkte Ebene.

Oberleutnant Noureddin liegt zwiſchen den Ruinen von Krithia auf Feldwache. Das Fort hat ſeine Fühler weit vorgeſtreckt, um am Feinde zu bleiben. Stundenlang noch hat die müde Beſatzung gearbeitet um die verwüſteten Fernleitungen wieder herzuſtellen — nun deckt tiefer Schlaf die Augen der Tapferen. Rings um die Feſte dehnt ſich die lange Poſtenkette. Auch Noureddin hat ſeine Unteroffizierpoſten verteilt, immer ſieben Mann zuſammen — die einſame Doppelwacht iſt in dem unüberſichtlichen Gelände den feindlichen Spähern auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Da ſteht ſo ein verlorner Doppelpoſten auf 500—600 Meter von der Feldwache und lugt in das undurchdringliche Dunkel. Die Träume kommen und gehen, die Schreckniſſe der Nacht fallen in die irrenden Gedanken. Knackt dort nicht ein dürrer Zweig — funkeln nicht hinter jener Erdwelle die blitzenden Augen eines Schwarzen? Nur ruhig — nur ruhig! Ungebärdig ſchießt das kreiſende Blut zum Herzen — die Pulſe hämmern — und dann — ein röchelndes, kurzes Doppelſtöhnen und der einſame Poſten liegt er-

würgt am Boden. Über ihm aber funkeln die Tigeraugen einer Handvoll ſich duckender Spahis. Solche Gedanken durchjagen das Hirn des wachhabenden Offiziers, wenn er ruhelos und abgeſpannt in die monotone, ſchwarze Einſamkeit blickt.

Ab und zu zerreißt ein greller Lichtkegel die drückende Finſternis, wandert dahin und dorthin — taucht zerbröckelte Bauten in weißes Licht — ſchrumpft zuſammen und verſchwindet. In jenen Momenten blickt der Oberleutnant ſcharf aus nach ſeinen Poſten, und ein Zug der Befriedigung geht über ſein junges Geſicht, wenn er den einen oder den anderen auf ſtiller, treuer Wacht vor dem Feinde erblickt. Langſam ſchleichen die Stunden. Von der Maidosſtraße ſchallt zuweilen dumpfer Hufetritt — tiefes Dröhnen herüber. Es iſt auffahrende, ſchwere Artillerie, die in Stellung geht. Wohin? Wer weiß es. Unaufhörlich kreiſen am Tage die feindlichen Flieger über den türkiſchen Befeſtigungen um aufzuklären. Kein Blitzſtrahl verrät die Deckung der wertvollen Geſchütze. Wird jedoch die Not der eigenen Truppen groß — dann funken ſie hinüber gegen den Feind — dann johlen und fauchen die türkiſchen Granaten — bis ein neuer Kundſchafter hoch in der Luft ſich zeigt und ihr Feuer verſtummen macht. Jede Nacht aber gehen die Batterien in andere längſt vorbereitete Stellungen und überlaſſen die alten der Zerſtörungswut der engliſchen Schiffsgeſchütze.

Schon ſtreicht das Frühlicht über die Wellenkämme der Ägeis, als ſich die Feldwachen zurückziehen. Der neue Tag bricht an und mit ihm der neue Kampf. Wieder rennen die Truppen der Verbündeten gegen das ſtarke Bollwerk und wieder treibt ſie der glühende Atem ſeiner Feuerſchlünde in die Gräben zurück. So zieht der dritte Tag herauf. Er muß die Entſcheidung bringen. Das Feuer der ganzen feindlichen Artillerie liegt auf

dem Achi Baba. Das kracht und lacht in toller Wahnſinnsluſt, als ob die Hölle losgelaſſen wäre.

Der junge Oberleutnant Noureddin ſteht unten im vorderſten Schützengraben. Nun kraucht es heran, immer ſchneller, immer ſchneller. Die Maſchinengewehre mähen in die buntſcheckigen Knäuel — hui — hüiii — hui pfeifen die Schrapnells — umſonſt — die Maſſen dehnen ſich, ſtrecken ſich, ſchließen ſich und kommen vorwärts. In endloſen Reihen ziehen die Sturmkolonnen über das Land. Jetzt tauchen ſie vor den Ruinen des zerſchoſſenen Dorfes auf — und jetzt — und jetzt — rattata — rattata — rattata — ta läuft das Maſchinengewehr in raſender Eile. Schon zielt die Mannſchaft nicht mehr — das kurze Meſſer feſt umkrallt, erwartet ſie den Feind. Rattata — rattata — hui — hui — rattata. — Ein furchtbares Brüllen wie aus zahlloſen heiſern, wutſtickenden Kehlen brandet in den Graben. Sekundenlange Stille. — Verzerrte Geſichter — zuckende Dolche — blöde Augen — Schrei und Not — Todesſtöhnen und Stille. — Wie ein reißender Gießbach iſt der Feind in den Graben geflutet — neues Volk ſtürzt nach. Die Verteidiger ſind zu ſchwach. Wer nicht dort unten liegt, der iſt zurückgeſprungen in den zweiten Graben oder ſucht auf Händen und Beinen kriechend die höher gelegenen Schanzwerke zu erreichen. „Mir nach", brüllt der Oberleutnant mit vor Anſtrengung überſchlagender Stimme. Doch der Hall ſeiner Worte verfängt ſich in dem wilden Getöſe — heftig weiſt er mit den Armen die Richtung. Nur wenige können ihm folgen. Hui — hui pfeifen die Schrapnells in den vorderſten Graben. — Heulend vor wilder Verzweiflung brechen die Feinde heraus — den Wall empor. Ein paar Bajonette blitzen kurz vor dem Offizier auf — ein paar braune Geſtalten ſpringen hinzu. „Hands off!" brüllt ein baumlanger

Auſtralier. Wie raſend ſchlägt der kleine Trupp um ſich. Was fällt — fällt. Die Erde wird glitſchig von dem Blut der Getroffenen. Noureddin ſchlägt ſein Piſtol an — einmal, zweimal, dreimal brennt der Schuß gegen die harten Schädel. Sie brechen durch — erreichen den Rand des zweiten Grabens. Doch auch hier ſteht ſchon der Feind. Aus der Flanke ſind franzöſiſche Kolonialtruppen herangekommen. Das Piſtol fliegt dem nächſten an den Kopf, die braven Anatolier hauen mit dem Kolben drein. Immer dichter wird der Knäuel, unaufhaltſam ſchwillt die Zahl der Feinde — Noureddin hat den Säbel aus der Scheide geriſſen und ſchlägt wie ein Wilder um ſich. Er ſtürzt zu Boden, richtet ſich wieder auf — heiß läuft es ihm über den linken Arm — was tut's — und abermals brüllt er „mir nach!" Wieder kommen ſie durch. Hinter ihnen her pfeifen die Kugeln — mancher ſchlägt im tollen Lauf lautlos nieder — aber die wenigen kommen vorwärts und erreichen den ſchützenden Wall.

Schon wälzt ſich die wilde Jagd heran. Noureddin entreißt einem der Gefallenen die noch rauchende Büchſe und ſteckt ſie zwiſchen zwei, drei andern durch die ſchmale Schießſcharte. „Nur nicht denken, nur nicht denken", murmelt er und brennt Schuß auf Schuß gegen die Angreifer. Kalt ſchießt es ihm zuweilen über das Geſicht, ſo daß er meint ohnmächtig hinſchlagen zu müſſen — doch er harrt aus und zielt. Der Tod trifft überall. Den einen ereilt er im wilden Anſturm — die Arme hoch — in die Knie geſunken, ſcheint er einen Augenblick wie um Gnade zu flehen — dann ſinkt er zuckend zu Boden — der andere ſchiebt ſich in letzter Qual über die furchtbare Walſtatt, nach Deckung ſuchend, bis er müde zuſammenbricht. — Wieder andere hocken in ſtummer Agonie, das brechende

Auge in ſtiller Ergebung den Todesſchlünden zugekehrt — dort zieht einer torkelnd und ſingend zwiſchen den Leichenhügeln — der Schrecken hat ihn irre gemacht. — — Nur nicht denken — nur nicht denken! Schuß auf Schuß — Schuß auf Schuß. — Von der Höhe pfeffert die Artillerie ganze Salven in den dichten Schwarm der Angreifer. Der Boden zittert — ſchon ſchreit eine nahe helle Stimme „sauve qui peut“ —da fährt ein Meſſerſtich ihr durch die Gurgel. „En avant — en avant!“ Wieder wächſt die Zahl der Stürmer — unaufhörlich, überall tauchen die ſchwarzen Geſtalten mit den fletſchenden weißen Zähnen und den gedunſenen Lippen auf. — Die Menge ſchnellt empor — wird übermächtig. „Zurück!“ — Der Leutnant ſpringt in den Laufgraben, ihm nach 10, 15 Mann. Jetzt ſind ſie ſchon in ziemlicher Höhe über dem flachen Angriffsgelände. Der Graben iſt leer — nur vom andern Ende kriechen vier, fünf Mann hervor, das ſchwere Maſchinengeſchütz zwiſchen ſich. „Bravo Leute — hier bleiben — dort hinunter.“ Im Handumdrehen iſt das Gewehr aufgeſtellt und eingerichtet. — „Dort auf die vorderſten — rote Hoſen — Reihenfeuer.“ „Famos Richtſchütze!“ Mitten in dem blauroten Gewirr ſpritzt der Staub. Dauerfeuer — das ſchafft. Wie von der Windsbraut gepackt ſtürzen die Franzoſen zu Boden — dutzendweiſe liegen ſie in den eingeebneten Gräben. Das gab Luft. Einen Augenblick ſcheint die Sturmflut zu ſtocken — einen Augenblick kann das gehetzte Wild ſich Ruhe gönnen — doch nur einen Augenblick — dann wälzt ſich der Strom der Angreifer von neuem heran.

Aus dem Hauptkampfgraben, der nur wenige 20 Meter höher liegt, winkt und ſchreit jemand. Was hat das zu bedeuten? „Zurück!“ Tief gegen den zerwühlten Boden geduckt, jagt der junge Offizier mit ſeinen Getreuen davon. Unmerklich klimmen ſie

höher — abermals eine verlaſſene Stellung — das Ausfalltor weit offen. Dort hinein. — Nun ſind ſie am Hauptgraben. Noureddin wendet ſich um — da kriechen ſchon die ſchwarzen Katzen heran — die Erde ſcheint ſie manchmal einzuſchlucken und wieder auszuſpeien. Im Laufgraben wogt die wilde Horde. „En avant — en avant.“ — Ein dumpfer, ohrenbetäubender Schlag, und noch einer. Die Erde wellt ſich als ob ſie zittre — Steine und Sand ſchwirren in dicker, ſchwarzer Wolke durch die Luft — und als ſich der ſchwere Rauch verzieht, iſt der Laufgraben verſchwunden — an ſeiner Stelle aber decken vielhundert Leichen den zerſprengten Boden.

Huuo, huuo ſauſt das ſchwere Schrapnell. Halbpfündige Bleikugeln praſſeln auf die dicke Erddeckung und ſchlagen in den ſchützenden Beton. Die großen Panzer ſprechen wieder ihr gewichtiges Wort. An den Scharten ſteht die Mannſchaft und pfeffert Schnellfeuer in die herankriechenden Sturmkolonnen. Zu ganzen Haufen liegen die Patronen herum. Immer mehr nähert ſich das blaurote Band. Man meint das Knacken der Schädel zu hören, wenn das Spitzgeſchoß in die ſchwarze Hirnſchale ſchlägt. Nun ſetzen ſie drüben an zu neuem, zu entſcheidendem Sturmlauf. Man ſieht die Offiziere ſich erheben. Mancher freilich bricht eben ſo ſchnell, wie er auf die Füße gekommen iſt, wieder zuſammen. Die türkiſchen Scharfſchützen zielen gut. „En avant mes braves! en avant!“ Mit vorgehaltenem Bajonett erwartet die tapfere Beſatzung den Feind. Und wieder dies heiſere Heulen, als ob eine Herde blutrünſtiger Schakale losgelaſſen wäre und wieder die Verzweiflungsſchreie der Stürzenden. —

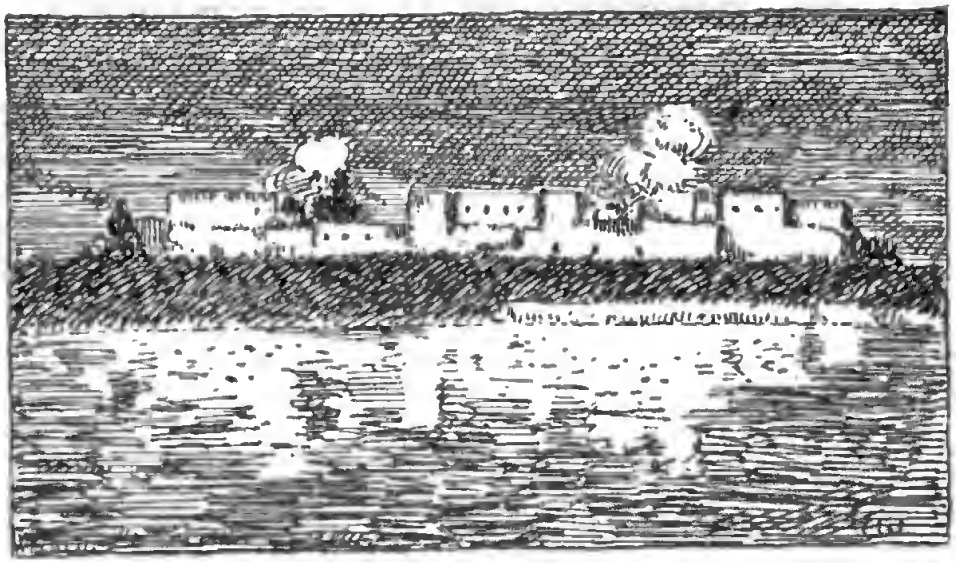
Klatſchend, wie die überſchlagende Woge, fällt die fürchterliche Maſſe ein. Immer mehr — immer mehr. Knirſchende, wutſchäu-

mende Münder — Krallen und Beißen. Die langen Seitengewehre der Verteidiger bohren wie Bratſpieße in das dunkelhäutige Chaos. Überall hängen und kleben die Feinde. Auſtralier, Neuſeeländer, Gurkhas. Der Graben iſt vollgepfropft mit Toten und Verwundeten. Die langen Meſſer fliegen aus den Taſchen. Handgemenge, Ringen und Raufen. Der Kampfplatz wird zu eng. Da iſt kein Rücken und Rühren. Die Kolonnen ſtocken. Von oben her ſtreuen die Maſchinengewehre Tod und Verderben auf das Vorgelände. Noureddin iſt auf die Brüſtung geſprungen. Zwei, drei der Seinen ſtehen neben ihm. Mit dem Kolben ſchlagen ſie auf die Köpfe der Angreifer, ſo daß Blut und Hirn zugleich hervorſpringen. Der Feind iſt eingeſchloſſen — es gibt kein Zurück — aus der Nachbarſtellung kommt Hilfe . . . „Pardon camarades“ — es gibt keinen Pardon. Das Heulen erſtickt und entſetzliches Winſeln tritt an ſeine Stelle. Noch immer ſteht Noureddin auf dem hohen Wall und ſchmettert ſeine Kolbenſchläge hinab. Er iſt allein, die Kameraden mögen drunten taumeln in dem ſchrecklichen Morden, oder zu Boden geſtreckt unter den Leichenhügeln liegen.

Pſſ — Pſſ — Pſſ — pfeift es heran — Gewehrfeuer, und nochmals Pſ — Pſ — Pſ. Weit — weit löſen ſich ein paar dunkelhäutige Geſtalten los — dem Oberleutnant will es ſcheinen, als kämen ſie näher — ſchnell näher — er faßt nach dem Degenknauf. Pſ — Pſ macht es wieder — jetzt aus entgegengeſetzter Richtung. Noureddin wendet ſich um — da ſchlägt ihm etwas hartes, unſagbar hartes gegen den Hinterkopf — ihm flimmerts vor den Augen — die tote, ſchwarze, endloſe Mauer will ihn erdrücken. Da duckt er ſich nieder — kalter Schweiß bricht aus den Poren — er will ſtöhnen, er kann nicht — er will rufen, ſchreien, winken, daß man ihn findet — es geht nicht — beſinnungslos ſinkt er vorn-

über — die Hände krallen ſich in das lockere Erdreich. Droben aus der Stellung aber fahren ein paar Scharfſchützen den davonſpringenden Geſtalten ſorgſam nach. „Einen Fuß vorhalten!“ kommandiert der eine, und Pſ — Pſ — ſſſſ — ſauſt die Salve hinab. Im Purzelbaum, wie ein ins Feuer laufender Haſe, ſchießen die Blaujacken ins Tal.

Vom Barbaroß Hairedin klingt der monotone Sang der ſchweren Achtundzwanziger herüber. Der Achi Baba und ſeine Feſten rechts und links fallen ein. Wieder breitet ſich ein Flammenmeer über das todgeweihte Land. Da gibt es kein Halten mehr in den Reihen der Angreifer. Wie von Furien gepeitſcht — unabläſſig fluten ſie zurück — den ſchützenden Gräben entgegen. Es iſt kein Weichen mehr — es iſt Flucht, die regelloſe Flucht, die alles mit ſich reißt, und den zu Boden tritt, der ſich ihr entgegenſetzt. Das Wort der Offiziere geht unter in dem allgemeinen Tumult — jeder kennt nur einen Gedanken, nur ein Ziel — die eigene Rettung. Das ſchiebt und drängt, das ſtößt und irrt wie eine von wilden Hunden gehetzte Herde. Alle Manneszucht iſt verſchwunden. Zuweilen ballt ſich die Maſſe im wahnwitzigen Rennen zu dichten Haufen zuſammen. Dann fahren kleine weiße Wölkchen über ſie hin und der Todesregen tropft aus ihnen herab. Die Nacht aber ſieht zum dritten Male die winzigen Irrlichter, die haſtig über den zerfurchten Kampfplatz gleiten — hierhin und dorthin, wo die Sichel des knöchernen Schnitters durch blühendes Leben gefahren iſt.



## Siebentes Kapitel.

Tritt für Tritt und Schritt auf Schritt ziehen lange Wagenreihen auf der Straße nach Maidos dahin. Dazwiſchen ſchwankt das ſchwere Kamel mit ſeiner hängenden Laſt. Stöhnen dringt herüber aus dem traurigen Zuge — zuweilen ein Bitten. Ein paar Sanitäter ſpringen hinzu — der Arzt reitet heran — ein Kopfſchütteln — weiter. Es iſt als ob ſich endlos die Straße dehne. Müde Schwermut laſtet auf allen Geſichtern. Der Weg iſt ſteinig, zerwühlt von ſchneidender Radſpur, häufig von Hinderniſſen unterbrochen. Stolpernd ſchieben ſich die Zugtiere vorwärts. Manchmal neigen die Wagen ſcharf nach der Seite, knirſchend mahlen die Räder durch den naſſen Sand — dann wieder ſpringt das Gefährt über holprigen Fels, daß die Achſen knacken und krachen, und jedesmal dringt ein Stöhnen aus den Planen. Entſetzliche Qual für die Verwundeten. In ſolchen Momenten rufen wohl zwanzig, dreißig Stimmen zugleich „Waſſer!“ und kühlen gierig den brennenden Schlund mit

dem erquickenden Labsal. Offiziere, die im Auto vorbeisausen, mäßigen unwillkürlich das Tempo und legen die Hand salutierend an den Enveriak, wenn sie der Fahne des Roten Halbmondes begegnen.

In einem der ersten Wagen kniet ein noch knabenhafter Sanitäter neben einem schwerverwundeten Offizier. Er hat seinen Fez mit kaltem Wasser gefüllt und drückt ihn unablässig dem Fiebernden auf Stirn und Scheitel. Der liegt, den zerschossenen Hinterkopf von dicken Binden umhüllt, auf denen rote Flecken groß und größer werdend sich zirkeln, in krampfhaftem Zucken auf dem harten Stroh. Und während seine Augen in glasiger Irre auf den halbgeöffneten Plan starren, klappt der zuckende Mund auf ein Wattestückchen, das der treue Sanitäter ihm zwischen die Zähne geschoben hat. Dann streckt sich wohl der zitternde Körper wie zum letzten, zum Todeskampfe — dann gräbt sich wohl das schöne Gebiß des jungen Leutnants tief in das weiche Holz. Dem Knaben wird Angst — er möchte es hinausschreien, sein Weh und das seines Schützlings — aber er wankt nicht. Er springt vom Wagen und füllt mit neuem kalten Naß den durchweichten Turban. Er fühlt den Puls — Allah sei Dank — er schlägt — er streicht mit kühler Hand über die klebrige Stirn und glättet die wirren Haare. Und der Tod geht vorüber. Der junge Oberleutnant Noureddin lebt.

* * *

Durch das Milchglasdach des großen Operationsraumes fällt helles Licht. Brütend lastet die Sonne über dem heißen Tag. Hier drinnen aber ist es kühl — wohlig streicht gekältete Luft durch den Saal und fächelnd surren die Ventilatoren. Der deutsche Professor steht mit seinen türkischen Assistenten in eif-

rigem Geſpräch neben dem glänzend blanken Operationstiſch. Gerüchte laufen um, daß abermals ein großer engliſcher Panzer vor den Dardanellen verſenkt iſt. Über die Geſichter der Türken geht ein Leuchten. Inſchallah! — daß Gott es gäbe! Die Schweſtern treffen die letzten Vorbereitungen. „Bitte Knochenbrett", ruft mit gedämpfter Stimme die inſtrumentierende ſchlanke, blonde, deutſche Schweſter ihrer ſchwarzhaarigen muſelmänniſchen Kollegin zu. Dieſe gibt den Auftrag weiter. In der Küche wallt noch einmal das Glutwaſſer über die blitzenden Inſtrumente — dann ſtehen ſie neben dem ſchrecklichen Tiſch, der doch den meiſten, die auf ihm gelegen, ſo viel Segen gebracht hat.

Aus weißem Leinen heben geſchickte Hände den fieberzerrütteten Körper des Oberleutnants Noureddin. Der narkotiſierende Arzt zuckt bedenklich die Achſeln, wird er die Operation überſtehen — wird er das Schlafgemiſch vertragen? Sie alle haben ihn lieb gewonnen, den jungen Dulder, der nun ſeit faſt zwei Wochen hier liegt, und der in ſeinen lichten Augenblicken ſo dankerfüllte Blicke zu ſeinen Pflegern hinüberſchicken kann. „Für alle Fälle machen Sie den Sauerſtoffapparat fertig" — flüſtert er der Dienſtſchweſter zu.

Mühſam bettet man den Schwerkranken auf den Operationstiſch. Ein paar kräftige Arme ſchieben ſich ſtützend unter das todwunde Haupt. Gedunſen, gerötet liegt der glattraſierte Hinterkopf vor dem Operateur — ein winziger kleiner Schußkanal zeigt die Stelle, wo das ſpitzige Blei hineinfuhr. „Schumburg! Jod!" Vier, fünf Hände greifen zugleich nach dem Verlangten. „Meſſer!" Knirſchend fährt der ſchneidende Stahl durch die harte Schädelhaut, und noch einmal. Hochauf ſpritzt das Blut aus nadelkopffeinen Gefäßen. „Unter-

bindung!" Ein, zwei, drei rippige Pinzetten droſſeln zugleich die zuckenden Aderchen. „Scharfe Haken!" Breit klafft der Schnitt. „Tupfer!" — Die ſaugen das ſchießende Blut und laſſen das weiße Schädelbein geſpenſtig hervortreten. Ein langer dunkler Streif zeichnet die Stelle, wo das aufſchlagende Geſchoß krepiert und in weitem Streuungskegel ſplitterförmig durch den Knochen gedrungen iſt. „Dumdum!" murmelt der Chirurg unwillig. „Meißel!" Dröhnend fährt das ſcharfe Werkzeug in die harte Schädelkapſel. Ein paar Knochenſtücke löſen ſich ab. Sorgſam hält die Schweſter ſie in warmer Salzlöſung — daß die Lebenskraft erhalten bleibe. Noch immer klingt der Meißel über die hohle Hirnſchale. Jetzt liegt das Gehirn frei. Vorſichtig taſtend gleitet der Finger des Operateurs durch die offene Decke. Er ſucht — ſucht hierhin und dorthin — windet ſich hinauf, hinunter. — Da! „Kornzange!" Ein paarmal taucht das Inſtrument hinab und trägt feſte Klumpen zerronnenen Blutes zutage. Schnell fahren die Finger der Aſſiſtenten darüber hin. Die ſchlammige Maſſe zerdrückt ſich — nichts! Wieder taucht die Kornzange. Blutig kehrt ſie zurück. Etwas Hartes, Eckiges, Scharfes liegt zwiſchen dem Gerinſel — ein Bleiſplitter und noch einer. Oft noch fährt die Zange hinein und jedesmal kehrt ſie mit ein paar Splitterchen wieder, und jedesmal huſcht es freudig über die Geſichter der Ärzte. Noch iſt Rettung möglich. Die Hirnhaut hat das Schlimmſte verhütet. Schürfend ſchrapt das Raſparatorium über die Schädeldecke, überall die Haut löſend, um nach neuen Wunden, nach friſchen Eiterherden zu ſuchen. Gott ſei Dank, es iſt nichts. Wie durch ein Wunder iſt der Patient vor der Lähmung, wenn nicht vor dem Schrecklicheren — dem Irrſinn bewahrt worden. Mühſam ſchlägt die Atemluft des Kranken gegen die Maske. Er

hat viel Blut verloren — doch es geht. Langſam zerkleinert der Chirurg die abgemeißelten Schädelteilchen — und nun ſetzt er ſie zuſammen in das Knochenloch — eins an das andere, wie ein feines Moſaik. Es iſt Präziſionsarbeit. Ein Kreis von Ärzten hat ſich mählich um den berühmten Operateur geſchart — er achtet ihrer nicht. Seine ganze Aufmerkſamkeit gilt jetzt dem armen Menſchenleben, das er retten will mit all ſeiner Kunſt, das er dem Tod entreißen will mit der ganzen Kraft ſeines Genius. Noch einmal fährt das Meſſer ins lebende Fleiſch. Ein Handteller großes Stück Muskel löſt es aus dem Oberſchenkel. Das legt er behutſam über die weiße Knorpelfüllung, auf daß es ſie nähre und in neuem Wachstum erhalte. Dann ſchließt ſich die feſte Schädelhaut über dem friſchen Schnitt. Starke Männerfäuſte, die doch ſo zart zu faſſen vermögen, wie ſammetweiche Frauenhände, heben den Bewußtloſen empor und fahren ihn hinüber zu reinlicher Bettſtatt, wo ſchon ein barmherziges Weißhäubchen mit gütigen lieben Zügen des Hilfloſen harrt.

* * *

Noureddin iſt geneſen. Über Erwarten gut iſt die Heilung vonſtatten gegangen. Nur eine große, rote Narbe noch zeichnet die Stelle, an der einſt das tückiſche Geſchoß in die Schädeldecke gefahren iſt. Auch das arme zermarterte Hirn iſt wieder ruhig geworden — aus dem jungen lebenſprühenden Draufgänger und Offizier aber hat ſich ein ſanfter, oft ſchwermutsvoller Träumer entwickelt, der viel eher zum Dichten und Sinnen, denn zum rauhen Kriegshandwerk zu taugen ſcheint. Und fürwahr, welch Stückchen Erde iſt wohl geeigneter zum Denken und Träumen als der Hügel des alten Serai, von deſſem prächtigen Geneſungsheim der Blick fern über den Bosporus gegen

die blaue Marmara hinſchweift. Zu Füßen die Khalifenſtadt, zu Füßen das Goldene Horn, Pera und Galata, gleitet das entzückte Auge über die wellengebadeten Ufer Kleinaſiens, nach Skutari und weiter hinab nach Kadiköi, dem uralten Kalchedon der Athener.

Stundenlang ſieht man an ſchönen Tagen die überſchlanke Geſtalt des Geneſenden durch die grüne Flur wandeln. Den Kopf ſanft geneigt, den Körper leicht auf den Stock geſtützt, geht er langſam dahin, vorbei an der ragenden Korintherſäule des zweiten Claudius, vorbei an dem ſchönen Marmorpavillon Abdul Meſchids, wo die prächtigen Gärten des einſtigen Großherrn ſich öffnen. Dann läßt er ſich wohl auf den Stufen der Terraſſe nieder — Gedanken kommen und gehen, Geſchichten aus Urväters Zeiten dämmern herauf — ſpinnennetzfein webt die Zeit — Bild reiht ſich an Bild.

Hier lag vor Jahrhunderten die Reſidenz der großen Khalifen. Aus dem azurblauen Meere ſtieg einem Phönix gleich, der waldige Hügel zum Himmel. Weiße Fußpfade, über die das ſchlanke Füßchen der Schönen ſo leicht glitt, wie der ſchleichende Gang der Stummen, ſchnitten überall ins üppige Grün. Blumenbeete in allen Farben, der ſüße berauſchende Duft der Roſen, die vom leuchtenden Gelb, klar wie der Sonnenball, bis ins tiefſte Rot, wie des Rubins edelſtes Feuer, in alle Schattierungen hinüberſpielten, legte ſich koſend über den lächelnden Hain. Und aus dem leis ſich wiegenden Gewölbe der Blätter und Lauben tauchen bunt bemalte Dächer, taucht die Pracht goldübergoſſener Terraſſen, tauchen halbmondgekrönte Kioske und ſchlanke Minaretts ins helle Licht. Den Glanz des ewig lachenden Himmels ſpiegelt der regungsloſe See. Wildtauben flattern auf, und ein Trillern und Jubilieren geht durch die

paradieſiſche Landſchaft. Kein Schuß darf hier gelöſt, kein Netz geſpannt werden — das Krummſchwert des Padiſchah liegt ſchützend über der Natur. — — — Wieder wie einſt öffnet ſich das Tor des Heils. Gemeſſenen Schrittes ſchreiten die hohen Würdenträger hindurch, die Richter der heiligen Stätten, die Emirs, die Weſiere, die Mollahs, die Ulemas, die Generale der Armee, der Oberſteunuch — ein prächtiges Bild. Der ganze Prunk des prachttrunkenen Orients ſcheint über ihre Gewänder ausgegoſſen — ſo wähnt der Staubgeborene die glücklichſten der Sterblichen einherwandeln zu ſehen — und doch wie nichtig jene Großen, wie gering ihre Macht vor der Allgewalt des Großherrn. Unter der Pforte des Heils dunkeln die finſteren Zellen der Henker und wehe dem Großen, den der Unwille des Sultans trifft, zwiſchen Tür und Angel wird der verborgene Stahl herniederfahren und ſein abgeſchlagenes Haupt über den friſchen Sand ſpringen.

Ein weites arkadenumfaßtes Viereck tut ſich auf. Rieſige Zypreſſen in ſchattigen Alleen führen hindurch. Rings krönen ausladende Bogen auf prächtigen Kapitälen, Portale und Kuppeln die Grenzen des Hofes. Hier liegt der Diwan, von mächtiger Kuppel gezeichnet — der Sitz des Rechts. Der große Rat iſt verſammelt, die Oberrichter Anatoliens und Rumeliens. — Hinter einem kleinen goldgitternen Fenſterchen, hoch über dem Stuhl des Präſidenten, wohnt der Großherr ungeſehen, aber in aller Herzen bewußt und gefürchtet der Sitzung bei. Ruhig wie plätſchernde Waſſer fallen Rede und Gegenrede. Anklage und Entſchuldigung ſchwirren durch den Saal. Erregungslos erwarten ſtarre Blicke das Urteil. Das Sandkorn rinnt und rinnt. Dann donnert wohl die Ungeduld des Padiſchah gegen den goldenen Käfig. Ein Zittern, wie Todesſchaudern,

läuft durch die Verſammlung. Doch nur einen Augenblick — und nun verkündet dieſelbe leidenſchaftsloſe, feierliche Stimme das Todesgericht — Grabesſchweigen! — Ein Zucken — ein Blitz — ein Aufſchrei in letzter, in gräßlichſter Qual. Auf ſpritzt das Blut und färbt Teppich und Marmorpilaſter. Des Henkers Werk iſt getan. Der Leichnam wird hinausgeſchleift, die roten Flecken weggewaſchen — zarter Duft zerſtäubt aus dem Blumengarten Schiras'. Schon ſinnt der Diwan über einem neuen Urteil — leidenſchaftslos — ruhig wie plätſchernde Waſſer klingt Rede und Gegenrede. — —

Und weiter fliegen die Gedanken. Ein anderes Tor öffnet ſich — die Pforte der Glückſeligkeit. Hinter dieſen Mauern reſidiert der Großherr — der „Bruder der Sonne". Eine Märchenwelt. Wogendes Grün über den Häuptern und zu Füßen — Düfte in allen Schattierungen — bald herb erquickend, bald ſüß einlullend. Sträßchen und Gäßchen mitten durch den üppigen Garten. Pavillons mit hängenden Bronzeglocken aus dem fernen Aſien, die bei jedem Schritt des Vorübergehenden ihre Harfentöne erſchallen laſſen, Kioske mit traulichen Fenſterchen — ſchlanke, liebliche Säulenreihen, fein und zart wie die Körper heranreifender ſchöner Odalisken — Marmorfontainen, deren ſprühender Strahl gleich flüſſigem Silber durch das ſmaragdene Laub taucht — Häuschen bald weiß wie der Schnee, bald farbenfroh in bunten, haſchenden, greifenden Zirkeln und Arabesken — bizarr wie die Laune ihrer Beſitzers — prächtig wie der Himmel des Südens in ſternklarer Nacht. Ein Spiel fürſtlichen Lebens, großherrlicher Macht.

Und mitten in dieſem Eden der Thronſaal des Padiſchah. Golden wölbt ſich die Decke — Marmor und Porzellanplatten bilden ſeine Wände. Gedämpft fällt das Licht durch farbige Gläſer. Im

Schatten der Diwanthron — baldachinüberdeckt — mit Edelſteinen beſät — vier goldene Kugeln aufſteigend zur koſtbaren Decke. Hier herrſchten ein Murad, ein Selim, ein Achmed, ein Ibrahim. Grauſame Fürſten im Gefühle unſeres Jahrhunderts — Menſchen ihrer Zeit. Hier häuften die Stummen des Serails die entſeelten Körper meuchelnd erdroſſelter Sultansverwandter — hier ſtießen die Füße der Tſchauſchen die Häupter ungehorſamer Gouverneure und Weſiere. Hier zerrten ſich die Züge Ibrahims, des Wüterichs, zu furchtbarer Lache beim Anblick der glaſigen Augen des unglücklichen Bruders. Und das Licht fiel in die Juwelen der Teppiche, ſprang auf, ſchlich zurück, bis es ſich in den angſtvollen Blicken kriechender Höflinge brach, die ſchuldbewußt das Zorngewölk des Großherrn abzulenken ſuchten.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein anderes Bild — froher, blühender, lebensfreudiger — der kaiſerliche Harem. Gärtchen an Gärtchen, Haus an Haus — weiter, immer weiter, zierlich, blütengeſchmückt. Lauſchige Winkel, verſteckte Gebüſche, efeuumrankte Lauben. Schlängelnde Pfade von Muſcheln umſäumt — murmelnde Waſſer — Orangenbäumchen voll gelblicher Früchte — lächelnde Ruhe allüberall — ſüßes Nichtstun, der Schall der Arbeit weit verbannt — berauſchende Düfte — Liebesgirren in der Luft und auf Erden. Träumen und Koſen. Hier hatte der große weibliche Hofſtaat des Serails ſeine Freiſtatt. Hier lebte die ganze Familie des Padiſchah — die Sultanin-Mutter mit ihren zahlloſen Sklavinnen, den Uſtas — die berühmten „Gedikliks", deren Zwölfſtern dem Großherrn bei den Mahlzeiten aufwartete. Daneben wohnten, jede in ihrem eigenen glanzvollen Kiosk, mit Dienerinnen und Eunuchen, mit Wagen und Rennern — die vier Schönſten der Schönen, die vier Kadynen — die aner-

kannten Geliebten des Großherrn. Zahlloſe Sklavinnen füllten die Frauenhäuſer — Mädchen, ſo ſchwarz wie Ebenholz — ſo weiß wie das zarteſte Blumenblatt der beim erſten Sonnenſtrahl ſich erſchließenden Bergſkabioſe. Türkinnen, Chriſtinnen, Heidenbräute — von Janitſcharen hergeſchleppt, von den Korſaren auf wildem Meere geraubt. Mädchen, Kinder noch an Geſtalt, Lebensgenuß ſchon in den Mienen, Jungfrauen, gebückte Matronen. Ein ewiges Feſt ſcheint hier zu herrſchen. Eunuchen kommen und tragen ſchwere Schüſſeln voll Süßigkeiten hierhin und dorthin. Händlerinnen nahen mit Edelſteinen und ſchimmerndem Brokat. Dort aus der Tür des zierlichen Kioskes tritt pinienſchlank eine Kadyne, der weite Schleier verhüllt ihr ſeidenweiches Goldhaar. Tänzelnd fliegen die winzigen Pantöffelchen des „Lieblings der nächtlichen Sterne" über den weißen Sand. Kein Eindruck bleibt. Fliegend ſcheint die holde Geſtalt über den Boden zu gleiten. — Frohe Muſik klingt hinter grünender Hecke. Zarte Finger zupfen die Saiten, und eine Stimme ſo fein, ſo rein wie Lerchengeſang, ſchwingt ſich in die Lüfte.

Vor maſſigem Marmorſpiegel hockt die jüngſte der Kadynen — die „Tochter der Glückſeligkeit" und ſchmückt ſich zu heiterem Mahle, wo ſie, hinter dem Ruhelager des Sultans ſtehend, ſchäumenden Wein in die edelſteinblinkende Schale des Großherrn ſchütten wird. Kindlichfroh ſcherzt ſie mit den Sklavinnen, die ſie mit Blumen ſchmücken. Hin und wieder fällt ihr Blick hinaus über die ſonnige Landſchaft und ſchweift hinüber zu den ſchimmernden Bergen Kleinaſiens. Auch ſie war einſt dort, barhaupt, in zottige Felle gehüllt, trieb ſie das Vieh über die ſaftigen Triften der Hochwieſen. Auch ſie war einſt frei — wild wie die braune Rehkitz ſchoß ſie dahin — durch Wald und

Feld, durch Tal und Au. Dann fiel des Paſchas Auge auf den kleinen Wildfang. Zwölfjährig brachte er ſie an den Hof des Padiſchah. Und die flinkfüßige Gazelle — das Kind der Natur, wurde die berückende „Tochter der Glückſeligkeit" im Serail des Großherrn. Nun gleicht ſie dem gefangenen Königskinde hinter goldenem Gitter — aber ihr Frohſinn zeigt, daß das Vögelchen den Sang nicht verloren, und daß Reichtum und Pracht in Frauenherzen die Liebe zur Freiheit auszulöſchen vermögen.

Doch nicht nur ein ewiger Liebesrauſch geht durch dieſe Welt der Sonne. Liebe und Staatskunſt wohnen ſeit jeher eng beieinander, und wo die eine in trauter Umarmung die andere ſchuf, entſtand jenes Weiberregiment, wie wir es ſeit den älteſten Zeiten im Orient finden. Im Harem ſpannen ſich die feinſten Fäden der Politik. Die Liebkoſungen der gigantiſchen Griechin erpreßten Ibrahim, dem Grauſamen, das Bluturteil über die Bevorzugteſten ſeiner Günſtlinge und ſetzten andere, von der Favoritin erwählte, an ihre Stelle. Murads III. ſieben Kadynen regierten das gewaltige Reich während zweier Jahrzehnte im ausgehenden ſechszehnten Jahrhundert. Die Küſſe ſchöner Venetierinnen ſchufen das Freundſchaftsbündnis mit der ſeeerfahrenen Lagunenſtadt, und der Doge und ſeine Mächtigen ſelbſt mochten roſafarbene Briefchen mit gleißender Gabe in heimlicher Sendung an ihre ſchwarzäugigen Landsmänninnen ſenden, auf daß die Gnade des Padiſchah ihrer Stadt lächle. Die Wünſche der Sultansgeliebten entſchieden über Krieg und Frieden. Ihr Geheiß ſchickte die gewaltigen Heere der Janitſcharen in den Kampf und tauſendfach floß Chriſten- und Sarazenenblut — um einer Laune willen. — So wanden ſich aus Liebe, Haß und Mißgunſt, Eiferſucht und Rache. Spioninnen überall — auf hundert verſchwiegenen Treppen — hinter hun-

dert Niſchen und Bogen, zwiſchen den Seidenbehängen der Marmorbäder, bis an die Türen des Schlafgemachs der Sultanin-Mutter. Wer weiß von all den Taten furchtbarer Eiferſucht zu erzählen, die der Harem durchlebte. Giftige Pfeile, von unſichtbarer Hand geſchnellt, zerriſſen den roſa ſchimmernden Nacken der Lieblingsgediklik, ſo daß ſie vor Schmerzen wild aufſtöhnend, ſich zu Füßen der hinzuſpringenden Eunuchen wand und wenige Augenblicke ſpäter ihre junge lebensdurſtige Seele aushauchte. Seidene Schnüre, von willfährigen Stummen ſachkundig geſchlungen, erdroſſelten die beneidete Nebenbuhlerin und machten ſelbſt vor der einſam lebenden Sultanin nicht halt. Blitzende Stilette fuhren den ahnungslos Luſtwandelnden in Hals und Rücken.

Hinter eiſernen Türen, abgeſchloſſen von Licht und Luft, ſuchte der Hunger ſeine Opfer und traf ſie. Nächtlicherweile tönten die halbunterdrückten Schmerzensſchreie der Sklavinnen durch die ſtille Liebesſtadt. Von den Peitſchenhieben der Eunuchen zerriſſen, im Brunnen erſtickt, fanden ſie ihr unrühmliches Ende. Dann öffnete ſich wohl auch manch verſteckter Gang — mancher Vorhang ſchlug zurück, und angſtvolle Blicke gruben ſich in die Dunkelheit. Donnern die Fäuſte der wilden Soldateska gegen das Tor der Glückſeligkeit? Schickt der Padiſchah ſeine Janitſcharen, um die Neugeborenen aus den Wiegen zu rauben, um ungetreue Fürſtinnen zu ſtrafen und ihre Leiber in die ſchwarzen Fluten des Bosporus zu ſtürzen? Sind die Stummen des Serails am Werk? Schwere ſchleifende Tritte ſchlürfen vorüber und verlieren ſich im Labyrinth des nächtlichen Waldes. Leiſe ſtöhnen die geängſtigten Frauen und ſchicken heiße Gebete zu Allah. Der Großherr aber ruht in den Armen einer ſchönen, edelſteingeſchmückten Zirkaſſierin und lauſcht den Märchen aus

Tauſend und einer Nacht, die ſie ſchmeichelnd mit ſingender Stimme ihm vorträgt. Mild fällt der Schein der mauriſchen Ampel auf die königliche Lagerſtatt. Sinnbetäubend ſchleichen die Wohlgerüche Arabiens durchs Gemach und ſaugen ſich in die koſtbaren Seiden der Wandbehänge. Müde werden die Lider — bleiern blinzeln die Augen. Da ſchlägt der brokatne Vorhang weit zurück, und eine Odaliske, rot wie Blut, ſteht auf der Schwelle. Stier fällt der Blick des Großherrn auf die gräßliche Erſcheinung — ungeſtüm ſpringt er auf von weichem Pfühle — ſeine Augen irren durch das laſtende Dunkel, bis er fern, fern, über der ſchlafenden Stadt mächtige Feuergarben emporſchlagen ſieht. — Stambul brennt. — — — —

Aber die Schreckniſſe der Nacht verblaſſen und Vogelſang lockt den neuen taufriſchen Morgen. Wieder trippeln die Füßchen pinienſchlanker Kadynen über den zarten Sand, wieder ſpringen die Brunnen und plätſchern die Bäder. Der Harem iſt zu neuem Leben erwacht, zu neuer Liebe, zu neuer Sehnſucht, zu neuer Schönheit, Leidenſchaft und Raſerei.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Jäh erhebt ſich der junge Offizier. Die alten, großen Zeiten entſchwinden und nur die nackten Mauern, lebenswahre Zeugen einſtiger Pracht, ſchauen in Purpur getaucht, im Abendſonnenglanz über die majeſtätiſche Höhe. Sinnend ſchreitet Noureddin dahin — am Medſchidi Kiosk vorbei — gerade auf das nahegelegene Militärhoſpital zu. Dort wartet ein armes gebrochenes Seelchen ſeiner, und der junge ſchwermutskranke Held muß jedesmal alle, einſt ſo überſprudelnde Lebensluſt zuſammenraffen, um ein anderes Menſchlein aufzuheitern. Und vielleicht iſt es gut ſo, daß ſich die beiden gefunden — der ſchwerver-

wundete fünfzehnjährige Unteroffizier Redſcheb Ali und der gemütskranke Geneſende. Dann pulſt wieder die frühere Kraft in den Adern Noureddins und für Stunden vergißt er das eigene Leid in der Freude anderen helfen, anderer Leid mildern zu können. Mit Geſchick hat der weißhaarige deutſche Profeſſor, der nicht nur ein bevorzugter Operateur, ſondern auch ein kluger Seelenarzt iſt, die beiden zuſammengeführt. Die Standesunterſchiede waren ſchnell verſchwunden — im Gefühl des gemeinſamen Leides — jetzt ſind ſie Freunde geworden. Man kann ſich äußerlich wohl kein ungleicheres Paar denken, als die beiden — den ſchlanken Noureddin mit den feingeſchnittenen durchgeiſtigten Geſichtszügen, und den unterſetzten, kleinen Ali, der auf zwei Krücken geſtützt, das linke Bein zum Stumpf gemindert, die rechte Augenhöhle von ſchwarzer Binde überdeckt, mit dem treuen, traurigen Lachen ſeines ſchlauen Bauerngeſichts neben ihm herhumpelt. Und doch ſind ſie ſich geiſtig nahe, unendlich nahe. In jenen dunkelnden Stunden, wenn ſie dort oben in Alis Zimmer ſaßen und ihre Blicke ſich in die Finſternis bohrten, als wollten ſie Licht ſuchen, Licht für ihre Seelen — wenn ſie dann auf den leis rauſchenden Wellen irrenden Flackerſchein armſeliger Fiſcherbarken dahinhuſchen ſahen, und dazu von ferne das große Licht des Serai Leuchtturms ab und zu durch das lagernde Dunkel glitt, dann kamen ſie ſich vor, wie jene irrenden Boote, die dem großen Licht der Lebenswahrheit zuſtrebten.

Auch heute war Ali ſeinem Freunde ein Stückchen in den dämmerigen Garten des Hoſpitals entgegengegangen. „Laß uns hier bleiben," bat er, „dort oben iſt es ſo ſtickig und auch die Lichter ſind alle verſchwunden — ſchwarz wie das verlorene Leben brandet der Bosporus. Und doch iſt es mir heute gerade

ſo froh zumute. Als die Mu'eſſins das Calat der Veſper geſungen hatten, trat Haſſan ben Sſadak, ein frommer Kaufmann, deſſen ſchönes Landhaus drüben von Skutari herübergrüßt, bei mir ein und fragte mich, ob ich ein Färber werden und ihm dienen wollte, die Kunſt edler Farben in den Knüpfereien Kleinaſiens wieder heimiſch zu machen? Und da habe ich freudig ja geſagt. Haſſan ben Sſadak iſt rings bekannt als großer, kunſtliebender Kaufherr, deſſen milde Hand ſchon viele Wunden geheilt hat — aber mir — mir hat er nicht Almoſen — mir hat er Reichtümer, neue, freudige Lebensarbeit verſprochen!" Wie ein Jauchzen kam es aus dem Munde des Knaben — kein Krüppel mehr, keiner, der von der Güte anderer Menſchen ſein tägliches Brot empfangen mußte — ein Kämpfer wie ſie alle im großen, gewaltigen Lebenskampfe. Noureddin war zuſammengezuckt bei den ſprudelnden Worten des Knaben. Heiß wollte es in ihm aufwallen — ſchmerzheiß — den Freund, den er eben erſt gewonnen, mit dem ſeine Seele zuſammenklang in ſeltener Harmonie, ſollte er wieder verlieren, und jener dachte nur ſeiner eigenen, frohen Zukunft. In dieſem Augenblicke hätte er es laut hinausſchreien mögen — ſein Leid — ſein unendliches Leid — das der andere nur ahnen, nur taſtend fühlen konnte in ſeinem ungeſchulten Empfinden — doch er bezähmte ſich und klanglos wie der Schall zerſprungenen Glockenerzes, kamen Worte freudiger Hoffnung aus ſeinem Munde.

Ali war zu erregt um den traurigen Ton in der Stimme des Freundes zu erkennen. Unbefangen plauderte er fort, und Noureddin hörte aufmerkſam zu. Er gönnte dem Jungen das Glück von ganzem Herzen und wollte es ihm nicht durch eine unbedachte Äußerung mindern.

Noch einmal durchlebte der Knabe die Tage seiner Jugend im Geiste. Er sah sich wieder in den heißgeliebten Bergen seiner albanischen Heimat — sah die junge Mutter, die früh dahinsiechte — sah den hünenhaften Vater, der stolz auf sein Geschlecht, stolz auf den Namen seiner Ahnen, sich ein König der Berge dünkte. Und er sah die väterliche Kula — jenes Steinhaus, das so feucht und dunkel, ohne Fenster, ohne Luft und Licht, nur durch ein paar Schießscharten die reine Luft des blauen Föhrenwaldes trank, durch die der milde Odem des Frühlings sich zögernd sog, und der Sturmhauch des Winters ungestüm eindrang. Dies Haus hatte ihm so oft gegolten als Spiegel seines einsamen Lebens. Und er sah sich wieder in den niederen Räumen, in denen der Vater glücklich war, wie auf der eigenen Scholle, und er hörte den Vater sprechen von Heldenmut und Freiheit, dieser großen Erbschaft aus Urväters Zeiten — und er mußte ihm geloben, ein echter, freier Sohn der Berge zu werden. Dann aber — dann hörte er noch etwas anderes — etwas, das sich wie glühendes Eisen dem weichen Gemüt des Kindes einprägte. Er hörte von der Blutrache — dem furchtbaren Recht seines Volkes. Und er hörte, daß seine ganze Familie verfemt, mit der Hälfte des Dorfes im Blutbann stünde. Etwas wie Zagen wollte bei solcher Rede wohl des Knaben Herz bedrücken — doch des Vaters harte Sprache riß ihn empor: „Du sollst ein echter, freier Sohn der Berge werden und dein Geschlecht verteidigen, wie deine Väter und deine Brüder es getan haben." War es Stolz, war es echter Arnautenmut, der das heiße Blut schneller zum Herzen jagte?

Der Vater lehrte ihn schießen. Häufig drang jetzt der scharfe Peitschenknall des Schusses durch die schmale Scharte, und die Kugel bohrte sich durch den schmalen Kiefernstamm, der bald

durchſiebt daſtand. Dann ſchlich eines Morgens der Vater müde und gebrochen durch das ſteinerne Tor. Das Geſchoß des Feindes hatte ihn getroffen, als er drunten im taufriſchen Tal den Spuren des Bären nachſpürte. In der Schulter ſaß das ſpitze Blei. Schwarzes Blut drang aus der kleinen Wunde und rieſelte mühſam herab. Der Knabe wuſch den Wundrand und bedeckte ihn mit blutſtillendem Kraut. Er hatte weinen wollen, doch der Vater hatte ihn ſcharf angefahren — „Weiber heulen!“

Auf harter Lagerſtatt war der Vater zuſammengeſunken — einen böſen Fluch auf den Lippen. Und der Knabe hatte gewacht — eine Nacht und noch eine Nacht. Das Stöhnen des Schwergetroffenen war durch die alte Kula gedrungen, ſo ſchauerlich wie wenn der heiſere Käuzchenruf in finſteren Abendſtunden draußen aus den Tannen herüberdringt. Am fünften Tage hatte der Vater ein Meſſer genommen und es dem Knaben in die Hand gedrückt. Auf ſeiner nackten Schulter aber zeichnete ſich ein Strich, ſchwarz mit Kohle gezogen. Darauf hatte der Vater gewieſen und geſagt: „Schneid zu — tief und feſt.“ Zitternd hatte der Junge gehorcht und ängſtlich den blinkenden Stahl auf die ſchwarze Kante geſetzt. Da hatte der Vater zugeſchlagen auf die wankende Hand und tief war das Meſſer hineingefahren ins Fleiſch. Dunkelbraun war der Eiter hervorgequollen, immer mehr, und der Knabe hatte den Schnitt aufreißen müſſen mit beiden Händen. Dann hatte er die Wunde gewaſchen mit hellem klaren Quell, und nach abermals einer Woche war der Vater geneſen. Eine feuerrote Narbe aber blieb und zeigte den Weg, den Alis ſcharfes Eiſen geſchnitten hatte. Von nun an war der Vater vorſichtiger geworden und nur abends, wenn die Glocken zum Gebet läuteten und Gottesfriede herrſchte überall auf den weiten Dörfern der Berge,

ging er wohl vor die Kula um die Geſchäfte für den nächſten Tag zu beſorgen. Dann durfte auch Ali herumtollen und mit der liebgewonnenen Flinte ſich ein anderes Ziel ſuchen, als den knorrigen Kiefernſtamm.

Aber dann kam der Tag, jener ſchwarze Tag, an dem der Vater am Schießloch ſtand, um das eigene Blut zu rächen. Da fuhr es heran — ein kleiner, feiner Knall wie aus einem neumodiſchen Hinterlader — aus großer Ferne. Jäh brach der Hüne hoch oben zuſammen und ſchlug dumpf dröhnend auf den ſteinigen Boden. Der Knabe ſprang hinzu — des Vaters Hände ſuchten den Schwarzkopf des Jungen — zitternd entſchwebte der Atem — ein quälendes Röcheln — dann — „ein — freier — Sohn — der — Berge". —— Alis Vater war tot.

Lange hatte der Knabe neben der Leiche gehockt und ein Schmerz, ſo ſtechend, ſo tief, ſo tränenlos war aus ſeinem Innerſten gebrochen. In der Nacht hatte der flackernde Schein der Kienfackel die bleichen Züge des Toten erhellt und am Tage waren ſpielende Sonnenkringel darüber hingehuſcht. Ali hatte der Zeit nicht geachtet. Mechaniſch war er ſeinem Werk nachgegangen, hatte gegeſſen und getrunken wie nach des Alltags Gebrauch. Nur eine tiefe Dämmerung war über ſein fröhliches Gemüt geſchlichen — eine unſagbare Traurigkeit hatte ſeine Seele gebannt, wie ſie das Kind der freien Natur zu überfallen pflegt, wenn der Herbſtwind durch den Laubwald ſtreicht, und Blatt um Blatt zu Boden fällt — ein langes, währendes Sterben. Und dieſe Traurigkeit war ihm geblieben — wochenlang, mondelang. Erſt der Krieg mit ſeinen Stürmen, die das Menſchenherz erfriſchen, wie der Tau die jungſprießende Saat, hatte auch ſeine Seele wieder aufleben laſſen zu neuem Ringen, zu neuem Kampf.

In der zweiten Nacht grub Ali ein tiefes Grab und legte den toten Vater, ſorgſam in Decken und Tücher gehüllt, hinein. Die lange, treue Flinte zur Seite, den ſchneidigen Dolch im Gürtel, lag er da — ein Kriegsmann wie im Leben. Schwer ſank die abendfeuchte Bergſcholle hernieder, und Gras und Kräuter deckten die einſame Schlummerſtatt.

Im Morgengrauen ſprang der Knabe davon, ſein letzter Blick galt den Kuppen und Höhen und der fernen verlaſſenen Kula, als er eilenden Schrittes dem klimmenden Oſtlicht entgegen, zu Tal ſchritt.

Ali war näher an den Freund herangerückt. Auch jetzt wieder ſtand er im Begriff, in die Fremde zu ziehen — ruhelos wie damals — auch jetzt wieder trieb es ihn hinaus — ſein trautes Stübchen, den Freund ließ er zurück, wie einſt den toten Vater und die kalte Kula. Das Gefühl der Heimat wallte mächtig in ihm auf und miſchte ſich mit der Trauer um den zurückbleibenden Freund. Jetzt konnte er ſich auch in die Seele des andern verſetzen, der litt gleich ihm, und laſtend zog die Trauer des Scheidens in ſein junges Gemüt. Doch er wollte nicht weich werden und lenkte ſchnell das Geſpräch auf gleichgültigere Dinge. Noureddin fiel ein, und im ſinkenden Abend ſaßen die beiden zum letzten Male dicht beieinander und plauderten wie ſorgloſe Kinder.

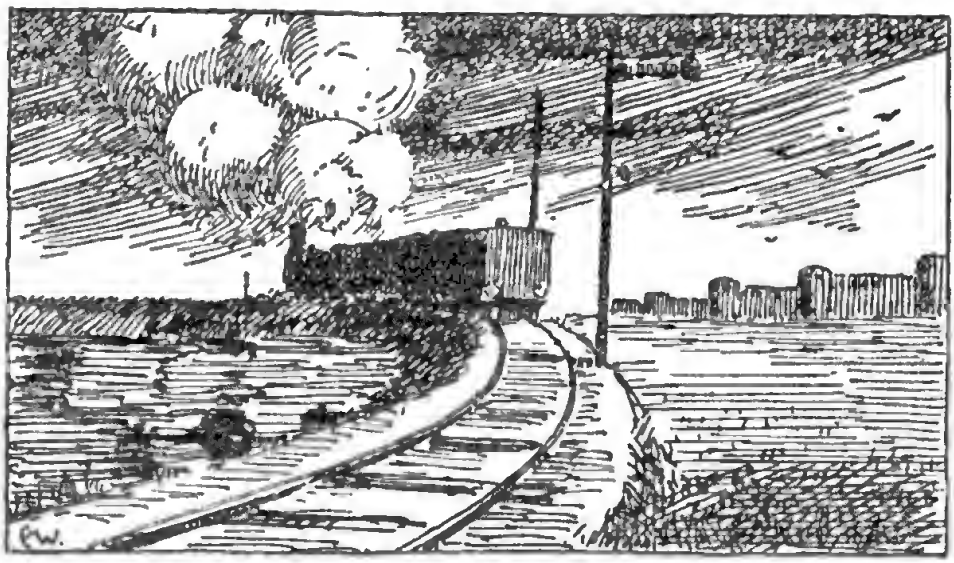
Über den ſchwarzen Fluten des Bosporus aber erklomm wieder ein Licht nach dem andern und zog langſam wandelnd ſeine Bahn, dorthin, wo der blinkende Schein des Leuchtturmes ab und zu auf die düſtern Waſſer fiel. „Unſer Lebensſchifflein", ſagte Noureddin. Dann blickten ſie noch lange den huſchenden Lichtträgern nach und trennten ſich mit herzhaftem Händedruck zur Nacht. — — —

Der nächste Tag brachte lieben Besuch. Hauptmann Rahmi war von der Front ein paar Tage auf Urlaub nach Stambul gekommen. Nun trat er bei seinem „Jüngsten" ein, den er seit den ersten heißen Kampftagen im Fort Hamidie nicht wiedergesehen hatte. Von seiner schweren Verwundung zwar hatte er auch draußen gehört — aber dann waren alle Nachrichten ausgeblieben. Jetzt freute er sich, den lebensfrohen Jüngling wiederzusehen. Wohl hatte ihm ein junger Unterarzt, den er nach dem Befinden des Patienten fragte, gesagt, der Oberleutnant litte an unheilbar scheinender Schwermut — doch Rahmi schob es auf die Einsamkeit hier oben und ging fröhlich lächelnd durch die Tür, die ihm ein Wärter öffnete. Noureddin saß am offenen Fenster und schaute sinnend, wie es seine Gewohnheit, in die blaue Weite. Beim Klang der Schritte drehte er sich um, und den Hauptmann gewahrend, nahm er salutierend Stellung. „Noureddin — alter Junge!" — Da huschte es wie ein Erkennen über die fahlen Züge des Grüblers und freudig stürzte er sich in die ausgebreiteten Arme des einstigen Waffengefährten.

Hauptmann Rahmi wußte viel zu erzählen. Seine Batterie hatte sich nach den abgeschlagenen Landungsversuchen der verbündeten Truppen bei Kum Kalessi eingegraben. „Da gab es schwere Arbeit. Das alte Sandschloß, ein massives Steingebäude aus dem 17. Jahrhundert, hatten die Engländer völlig zusammengeschossen. Rings im Geröll staken die Granaten und hatten den Boden auf Meilen zerwühlt. Riesige Einschlagtrichter gähnten allüberall. Ein Teil von ihnen wurde benutzt, um die Ballonabwehrkanonen in gute Deckung zu bringen, der andere wurde zu riesigen Schützengräben umgewandelt. Es waren aufreibende Stunden. Nur in der Nacht konnte gear-

beitet werden, am Tage beſtrichen die Schrapnells der feindlichen Flotte das ganze Gelände und trugen Tod und Verderben in die Stellungen der kampfbegierigen Anatolier. Dann kam der 13. Mai, an dem der „Goliath“ von Muavenet-i-Millije torpediert, in die Tiefe ſank. Über die alte Feſte drang der Notſchrei der Sinkenden und die Granaten pfiffen ihr ſchauriges Lied dazu. Zwei Tage ſpäter wälzte ſich ein neues Landungskorps gegen Kum Kaleſſi heran. Wieder brüllten die Geſchütze, wieder ratterte das Maſchinengewehr ſeinen lang gewohnten Sang, und wieder brach der Feind zuſammen. Wohl eine ganze Diviſion hatten die Verbündeten gelandet — Mann an Mann, Kopf an Kopf ſetzten ſie an zum Sturmlauf gegen die Gräben, und Mann an Mann mähte der harte Stahl zu Boden. Aber immer neue Reihen füllten die Lücken — unaufhörlich ſchoſſen die Boote heran mit ihrer lebendigen Fracht. Die Verwundeten ſchienen nicht wanken, die Toten nicht fallen zu können, ſo dicht ſtürmten die ſchwarzen Kolonnen. Es war ein furchtbarer Anblick. Die braven Artilleriſten arbeiteten wie Maſchinen, ſelbſt der Mann am Viſier ſtellte mechaniſch auf den Kommandoruf ein. Eins — zwei — drei — vier — gingen die Schrapnells aus dem gedeckten Munitionsſtand in die Hand des Lademeiſters, bei ſechs klappte der Verſchluß — Achtung! und bei acht zog der Schütze ab. Immer raſender wurde das Tempo — die Rohre glühten und das Kühlwaſſer war zum Sieden heiß. Wäre es nicht abnorm, man möchte ſagen, die Maſchinengewehre gaben ſchließlich den Takt. Rattatata, rattatata. — — — Aber das Werk gelang. Die feindlichen Linien fluteten zurück. Erſt einzeln — die Nachfolgenden trieben ſie mit aufgepflanztem Eiſen wieder vor — dann immer mehr — immer mehr. Sie drückten auf die Vorſtürmenden. Verwirrung kam in die Pha-

lanx — ſchließlich ein allgemeines Zurückfluten. Und über dieſe einzige lebende Mauer, die auf einem engen Boden zuſammengedrückt, nicht Raum noch Gelegenheit fand ſich auszubreiten — ſchrie unaufhörlich der grelle Klang unſerer Todesboten. Ein entſetzliches Sterben. Und zuletzt ſtürmten unſere tapferen anatoliſchen Infanteriſten vor — die Fahne, wie ſie es ſelten tun, mitten unter ſich. Es war kein Kampf mehr, es war ein Schlachten nur zu nennen. Der glühende Sand trank das Herzblut der Kämpfer. Bis in die See hinein verfolgten die Unſern den fliehenden Feind, klammerten ſich an ſeine Boote und brachten ſie zum kentern. Nur wenigen gelang es, die weit draußen liegenden Schiffe zu erreichen. Manche Mannſchaft, die ſich ſchon in Sicherheit wähnte, wurde kurz vor dem Ziel vom eilenden Geſchoß zerriſſen. Über unſeren Stellungen aber klang der Siegesruf der rückkehrenden Truppen." So ſprach der Hauptmann und ſchimmernde Zuverſicht glitt über ſeine Mienen. Selbſt Noureddins müde Züge waren der Begeiſterung gewichen. „Ich beneide dich", ſagte er langſam und gepreßt. „Aber warum alter Junge? Auch du wirſt wieder hinausgehen und dort draußen die Geneſung finden, nach der du dich hier vergebenſt ſehnſt." Die ſehnige Geſtalt Rahmis reckte ſich. „Laß uns ſagen, im Felde auf Wiederſehen!" „Allah ſei mit dir." In brüderlicher Umarmung trennten ſich die beiden Offiziere, die das Schlachtfeld erſt vor kurzem zuſammengeführt hatte.



## Achtes Kapitel.

Am frühen Morgen des nächſten Tages reiſte Ali ab. Die Ärzte und Schweſtern drückten ihm einzeln die Hand und wünſchten ihm Glück in ſeinem neuen Berufe. Der Junge war ſichtlich gerührt von ſo vielen Beweiſen der Anhänglichkeit und dankte mit beredten Worten. Zuletzt kam noch die Oberſchweſter und brachte willkommene Wegzehrung. Da wollte der Junge weich werden in ſchamhafter Dankbarkeit — doch Noureddin riß ihn ſchnell mit ſich — und auf den Arm Haſſan ben Sſadaks geſtützt, verließ Ali das Spital.

Der Oberleutnant begleitete die beiden nach Haidar Paſcha. Auf dem Bahnhof ſchoben ſich die Menſchen — ein buntes Gewühl. Neben dem roten Fez tauchte überall der graubraune Enveriak auf. Man ſah er war in der Überzahl. Die wenigen Züge der „Anatoliſchen", die für den Privatverkehr freigegeben waren, verließen jetzt immer bis auf den letzten Platz beſetzt, die Station.

Als das Zeichen zur Abfahrt ertönte, reichten ſich Noureddin und Ali die Hand. Ein feſter Händedruck ſagte, was ſie mit Worten nicht auszuſprechen vermochten. Pruſtend zog die Maſchine an — noch einmal beugte ſich Ali weit aus dem Fenſter, und die Hand grüßend am Fez — winkte er dem mählich entſchwindenden Freund Lebewohl.

Haſſan ben Sſadak hatte mit ſeinem Schützling in einem Abteil zweiter Klaſſe Platz genommen. Schwerfällig wand ſich die Bahn dahin — die „Anatoliſche" iſt keine Schnellverbindung und über 25—30 km in der Stunde kommt ſie ſelten hinaus. Dafür bietet ſie aber auch an ihrer Strecke ſo viele Naturſchönheiten, daß der Reiſende ſich vollſtändig mit der langſamen Fahrt ausſöhnt und nur ſeine Augen in Wohlgefallen auf der reichen kleinaſiatiſchen Erde ruhen läßt. Solange das Marmarameer noch ſichtbar blieb und fern über die Prinzeninſeln hinweg Stambul winkte, ſtand Ali am Fenſter und ſchaute ſehnſüchtig auf die ſich mehr und mehr mit weißem Schleier umhüllende Khalifenſtadt. Haſſan ließ ihn gewähren. Der Trennungsſchmerz mußte erſt überwunden werden und vielleicht legte er ſich ſo am leichteſten. Unterdeſſen machte auch er ſeine Studien. Von Skutari bis Ismid glich die Gegend einem einzigen ununterbrochenen Militärlager. Waffen aller Gattungen waren dort verſammelt, ſogar die allermodernſten — die Flieger fehlten nicht. Hier und da ſah man ſie emporknattern zu kurzen Übungsflügen, oder ein kleiner praller Verſuchsballon ſtieg auf, um Windſtärke und Richtung zu meſſen. Proviantkolonnen, Munitionswagen, Karren mit dem roten Halbmond zu beiden Seiten des Verdecks, fuhren hin und her. Ab und zu überholte ein Auto in ſcharfem Tempo die gemächlich ihren Eiſenweg ziehende Wagenſchlange. Auch im Zuge

liefen ein paar Wagen mit Reſerviſten, die nach Smyrna gingen, und dann und wann übertönte wohl ihr Geſang die ratternden Räder.

In Ismid gab es längeren Aufenthalt. Haſſan war ausgeſtiegen, um ſich zu erfriſchen — Ali lehnte in der offenen Tür. Die Reſerviſten hatten die geräumigen Schiebtüren ihrer früher zu Viehtransporten verwandten Wagen weit geöffnet, ſchwatzten, rauchten und erzählten wie ſorgenfreie Menſchen, die zu einer Vergnügungsfahrt in den ſteigenden Tag fuhren. Da klang aus dem vorderſten Wagen eine reine Männerſtimme, tief und klar wie gedämpfter Glockenton. — Ein altes türkiſches Volkslied. Die große buntzuſammengewürfelte Reiſegeſellſchaft drängte ſich heran und nun hörte man es deutlich, die einzelnen Worte ſcharf akzentuiert:

„Seit dich, goldgelockte Maid,
Ich allhier geſehen,
Künden deine Herrlichkeit,
Schluchten mir und Höhen.

Mit dem Wind im Wettgeſang
Meine Klag' erſchallet,
Deiner Stimme heller Klang,
Tal und Berg mit hallet.

Garten meiner Liebeszeit,
Wie biſt du zertreten,
Trübſal thront und Traurigkeit
Über deinen Beeten.

Fremde bin ich, leide Qual,
Weiß nicht, was ich tu,
Deinen Namen ruft das Tal,
Ruft der Berg mir zu."*)

Traurig, ſchwermutsvoll ging das Lied aus, wie die meiſten, orientaliſchem Volksempfinden entſtammenden Poeſien. Man rief den Sänger und dankte ihm. Haſſan reichte ein paar Zigaretten hinein. Dann ging die Fahrt weiter.

Bei ſinkendem Abend war man im Tale des Kara Su. An einer tiefen Stelle hielt die Maſchine, um Waſſer zu nehmen. Alsbald ſprangen die Türen der Abteile auf, die Verſchläge öffneten ſich, von überallher ſtrömten die Frommen zuſammen, um das Religionsgebot der Fußwaſchung zu erfüllen. Eine gewiſſe Haſt zeichnete die fromme Handlung, ſtändig richteten ſich Hunderte von Augen auf den Zug, ob er nicht Anſtalten traf, abzufahren. Dann begann ein wahres Wettrennen, und kaum hatten die letzten die Trittbretter beſtiegen, als auch ſchon das ſchwere Rollen der Räder die Weiterfahrt verkündete. Nach elfſtündiger Reiſe erreichte man Eskiſchehr, die erſte Etappe, wo der Zug zur Nacht blieb. Im Gaſthauſe der Frau Tadia, das einer ſehr gemütlichen Wiener Dame gehörte, ſtiegen Haſſan und Ali ab. Auf dem Bahnhofe waren tags zuvor ein paar choleraverdächtige Fälle vorgekommen, ſo daß Haſſan Mühe gehabt hatte, um mit dem Knaben in die Stadt gelaſſen zu werden. Erſt ſeinen wiederholten Verſicherungen, daß ſie geradeswegs aus Stambul kämen und die ganze Strecke allein in dem gleichen Abteil zurückgelegt hätten, ſchienen den

*) Überſetzt von Georg Jacob. Aus einer Sammlung türkiſcher Gedichte. Kiel, G. Mütlau.

Beamten zu beruhigen und erwirkten ihm die Erlaubnis, eine Nachtherberge aufzusuchen. Von der gemeinschaftlichen Fußwaschung im Kara Su hatte er sich gehütet, zu erzählen. Die ganze Nacht über lärmten die Soldaten auf der Station. Ein Militärzug aus Angora war eingelaufen und seine Insassen hatten den gemessenen Befehl erhalten, den Bahnkörper nicht zu verlassen. Unterdessen schlief Ali wie ein müdes Kind dem neuen Tag entgegen.

Am nächsten Morgen ging die Fahrt weiter. Der südliche Arm der „Anatolischen" läuft anfangs im Tale des Pursak, um dann mählich höher und höher klimmend, in das Hügelland zu steigen. Rechts und links über die fruchbaren Hochebenen schauen die ragenden Häupter massiger Schiefer- und Sandsteinberge, deren Kuppen nicht selten die 2000 Meter Grenze erreichen. Gegen Mittag nähert sich die Bahn Afiun Karahissar, der ob ihres Handels berühmten alten Opium-Schwarzburg. Hier stehen die Züge der ehemals französischen Smyrna-Bahn bereit. Nach kurzer Rast im Stationsgebäude, das jetzt von einem behäbigen Türken an Stelle des nervösen, kleinen Franzosen geleitet wurde, setzten die beiden ihre Reise fort. Als der Zug davonrollte, schlug man gerade am Bahnhofsgebäude den neuesten deutschen Heeresbericht an. Mehrere höhere türkische Offiziere standen darum und diskutierten eifrig mit einem deutschen Militärarzte, der sich zu ihnen gefunden hatte. Jemand rief ganz laut — „Alleman" — „Viktoria!" klang es den Enteilenden in die Ohren. —

Man näherte sich dem Ziele. Hassan hatte seinem Schützling unterwegs häufig von dem neuen Leben erzählt, das er jetzt beginnen sollte. Viel war zu erreichen, wenn er in Uschak die uralten Farbentöne wieder heimisch machte, die unter dem

unheilvollen französischen Geschmackseinfluß, in der Sucht nach Neuerem zu suchen, bereits bedenklich gelitten hatten. „Ein Mensch, studiosus novarum rerum," pflegte er wohl zu sagen, und dabei fuhr eine lange Denkerfalte über seine braune Stirne, „galt schon im alten Rom nichts, und in der Teppichherstellung ist er geradezu gefährlich. Die Anwendung der neuen Anilinfarben, die leicht und billig zu beschaffen sind, hat unsere Regierung zwar für die Knüpfarbeit verboten — doch ständig tauchen wieder jene Machwerke auf, denen man an ihrem äußeren Glanze und der frisierten Makellosigkeit sofort den neuen Farbenspiegel ansieht. Es ist ein Verlust, ein unersetzlicher Verlust für unser ehrwürdiges Handwerk, vergleichbar nur der Sträflingsarbeit, die in Indien das alte Teppichgewerbe gänzlich vernichtet hat." So sprach der alte Händler und seine Stimme klang scharf und hart vor verhaltener Erregung. „Dich, Ali, habe ich hierhergebracht, damit du nach dem Rechten siehst. Ich will die modernen Decken," so nannte er geringschätzig diese Art von Teppichen, „nicht, die bald unnatürlich rot, bald schreiend blau, ja zitronengelb sogar, heute in den Basars von Smyrna prangen. Mein Handel kennt nur einen Grundsatz und der ist — gute, gediegene Ware, wie sie unsere besten Stühle schaffen, in Zeichnung und Farbe der überkommenen Muster." — —

Man war in Uschak angelangt. Schon sank der Abend hernieder. Glühendem Kupfer gleich erglänzte der Rücken des Kysyl Dag. Hassan ben Ssadak hatte Ali unter den Arm gefaßt und schritt mit ihm durch die belebten Straßen. Die Knüpferinnen kamen von der Arbeit — in Trupps zu zweien und dreien zogen sie dahin. Die bunten Kopftücher und das oft reich gestickte Gewand gaben ihrer Gestalt etwas ungemein Malerisches.

Bald tief verſchleiert, bald unverhüllt, wie die Sitte ihres Volkes es gebietet, gingen ſie vorüber. Dann traf wohl ein Blick aus tiefſchwarzem Auge die Ankömmlinge, doch nicht auffällig, nicht herausfordernd. Hier oben unter den armen Knüpferinnen herrſcht eine ſeltene Sittenreinheit und nur wenige der reichen Kaufleute aus Smyrna, die alljährlich nach Uſchak kommen, können ſich rühmen, jemals eine der hübſchen Knüpferinnen als Geliebte gehabt zu haben. Um Hals und Arm, oder auch wohl an der Kopfbedeckung trugen die meiſten eine kleine Kette durchlochter Goldmünzen, und je länger dieſe iſt, je mehr Stücke des roten Metalls ſie enthält, um ſo reicher iſt das Mädchen, um ſo fleißiger hat ſie gearbeitet und geſpart, um ſich dermaleinſt ein eigenes Heim gründen zu können. Ali konnte ſich nicht ſattſehen an dem bunten Getriebe und wäre am liebſten noch lange träumend durch die dunkelnden Gaſſen gegangen — doch Haſſan ſtrebte der Herberge zu. Für einen Fremden war es nicht gut, ſich ſo ſpät noch auf der Straße zu zeigen, zumal in den jetzigen unruhigen Zeiten nicht. Zwiſchen Armeniern und Kurden war es ſchon häufiger zu ernſthaften Zuſammenſtößen gekommen, und wer dann in der Nähe war, konnte leicht mit Schaden leiden. Dies aber wollte Haſſan auf jeden Fall vermeiden.

Der folgende Tag fand Ali und Haſſan früh auf der Straße. Obgleich die Sonne noch kaum ein paar Grade über dem Horizont ſtand, war doch ſchon die ganze Stadt an der Arbeit. Die geſtern Abend ſo lebhaften Gaſſen ſchienen heute morgen verödet — ab und zu wohl ſchlich ein altes Weib zum Brunnen, um Waſſer zu ſchöpfen, oder der Schlurfſchritt eines Laſtkamels ward über den mooſigen Kopfſteinen hörbar — ſonſt herrſchte Ruhe. Auf Haſſans Schulter geſtützt, ſchritt Ali mit

dem gesunden Bein kräftig aus. Bald näherten sie sich den ersten im Freien errichteten Teppichstühlen. „Fast elfhundert Webstühle", berichtete Hassan, „sind jetzt hier im Gange und gut ein Viertel von ihnen arbeitet für mich." Nun waren sie nahe heran. Zum ersten Male sah Ali die fleißigen Knüpferinnen am Werk. Zu sechsen saßen sie auf einem schmalen Brett, das über zwei kurze Leitern gelegt, in etwa vier Fuß Höhe über dem Erdboden schwebte. Vor ihnen erhob sich der schwere Webstuhl, über dessen Kette ihre emsigen Finger geschickt hin und herglitten, bald um mit dem Bitschak (Messer) das Ende der Knüpfungen abzuschneiden, bald um neue Knoten zu schürzen oder mit dem Holzkamme eine Reihe von Knüpfungen kräftig gegen die untersten Schußfäden zu schlagen. Eine alte Weberin saß in der Mitte und rief mit heiserer Stimme die einzelnen Knüpfungen aus. — „Zwei Rot — ein Weiß — drei Blau."

An beiden Enden der Frauenreihe hockte ein kleines Mädchen, sechs oder siebenjährig mochte jedes sein, und führte den Kamm mit erstaunlichem Geschick. In Uschak werden die Kinder schon früh für ihren späteren Beruf ausgebildet und je gewandter die Weberin, desto mehr wird sie nicht nur von der eigenen Familie, sondern auch von der ganzen Sippe geschätzt, und desto eher kann sie hoffen, einen Mann zu finden. Ein ganz feines Geräusch hob sich von den wirkenden Händen, wie wenn eine Schar von Heinzelmännchen beständig über die gestraffte Kette huschte, und dann übertönten wieder die Erzählungen einer weißröckigen Kurdin den Gesang der Arbeit. Ali wollte näher hinzutreten, doch Hassan zog ihn fort. „Wir müssen jetzt den alten Sadullah aufsuchen. Der Greis wird schon auf uns warten."

Nach kurzer Wanderung erreichten ſie das ſchmale einſtöckige Häuschen, in dem Sadullah, der alte Färber, nun ſchon ſeit zwei Menſchenaltern hauſte. Ein weißhaariges kleines Männchen trat den Ankömmlingen entgegen und begrüßte Haſſan mit ehrerbietiger Geſte. „Sadullah!“ begann dieſer, „ich bringe dir hier einen jungen Gehilfen, den du in die Kunſt des Färbens einweihen ſollſt und der, wenn Allah es will, dereinſt, wenn deine Augen ſchwach werden, die Farben miſchen wird, wie du es getan von Jugend an.“ „Du tateſt wohl daran, Herr,“ entgegnete der Alte, und ſich mit einem ſchnellen Seitenblick gegen Ali wendend: „Du wirſt Befriedigung finden in deinem neuen Berufe, mein Sohn.“

Die drei Männer waren aufs Dach geſtiegen, auf der engen Straße brütete die Sonne und benahm den Atem — hier oben aber unter der ausgeſpannten Segeldecke zog ein leichter fechelnder Wind vom Gebirge herüber. Fernhin ſchweifte der Blick über die weiße Stadt — dem ſchillernden Goldband gleich, zog ein Flüßchen durch das wellige Tal und ſchied die Häuſerreihen in zwei Gruppen, hüben und drüben. Die waldigen Höhen des Elma Dag und der ragende Gipfel des gigantiſchen Murad Dag grüßten wie die Häupter rieſiger Wächter herüber. Haſſan und Sadullah hatten ſich auf dem teppichbelegten Boden niedergelaſſen und waren in eifrigem Geſpräch vertieft. Der Alte wußte viel zu erzählen von den neuen Teerfarben und wie durch ſie mancherorts bereits die früheren Farbtöne gänzlich aus den Erzeugniſſen verſchwunden ſeien. Die Kultur der Rotwurzel gehe immer mehr zurück und an ihrer Statt beginne man ſchon mit Fuchſin zu färben. Eine hellrote wäſſerige Farbe, verdünntem Himbeerſaft gleichend, ſei die Folge der neuen Methode, und unglücklicherweiſe ließen die Großhändler in

Smyrna ſich dieſe friſchen, ſchreienden Stücke an Stelle der nach gutem alten Geſchmack hergeſtellten aufdrängen. „Leider", fiel Haſſan ein, „ſprichſt du nur zu wahr. Selbſt im Baſar zu Stambul wurde dieſe Ware als neueſter Geſchmack mit tönender Schelle angeprieſen, und vor dem Kriege gab es nicht wenige der reichen Fremden, die wohl das Geld, aber kein Verſtändnis für unſere Teppiche haben, die ſie kauften." Haſſan hatte mit wegwerfender Miene, wie das ſonſt nicht ſeine Art war, geſprochen, aber wer für ſeine Lieblinge, die Teppiche, keinen Sinn hatte, dem konnte auch er kein Vertrauen ſchenken. — —

In der geräumigen Halle dampfte der würzige Kaffee. Nun ging Sadullah mit ſeinen Gäſten hinunter. Ein junges Kurdenweib ſchlüpfte hurtig durch den Vorhang, um die vielſchläuchige Waſſerpfeife auf den blinkenden Rauchtiſch zu ſetzen — dann ging ſie. Ali war erſtaunt über die Menge der prächtigen Teppiche, die überall an den Wänden hingen. Der Alte hatte ſie während eines langen arbeitsreichen Lebens geſammelt, und kein noch ſo günſtiges Gebot hätte ihn von ſeinen Schätzen zu trennen vermocht. Hier lebte er, und fühlte er ſich wohl, und wenn im frühen Dunkel regneriſcher Tage die Ampel ihr buntes Halblicht über den weiten Raum goß, träumte er von vergangenen Zeiten und der großen Kunſt ſeiner Heimat. Seinem Stande nach war der Alte ein Krösus und wäre er auf Haſſans Gebot eingegangen, ſeine Teppiche zu verkaufen, ſo hätte er in einem ſchönen Landhaus am Bosporus oder an den Geſtaden der Marmara ſeinen Lebensabend beſchließen können. Doch daran dachte er nicht.

Haſſan wies Ali auf ein altes Giordes Gebetſtück, das gerade vor ihnen hing. Seidig glänzte die ſatte dunkelbraune Wolle. Symmetriſch ſtand Figur neben Figur, ſich in der

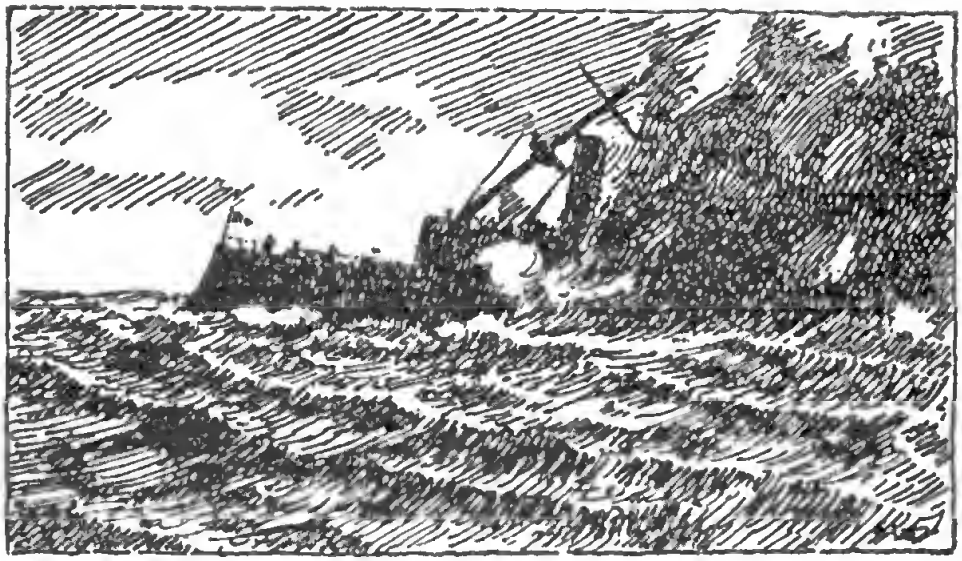
Mitte zur Gebetsniſche vereinend. Da war keine Überladung, kein Wirrſal in der Zeichnung — nichts, durch das die moderne Orientaliſtik zu wirken ſich anſchickt — mit einfachen Mitteln und Linien war die höchſte Geſtaltungskraft entfaltet, der ſchönſte Effekt erzielt. In vornehmer Ruhe, wie ein gutes Gemälde, ſprach die Arbeit zu ihrem Beſchauer. Fürwahr, das war Kunſt — Kunſt, wie der Enthuſiaſt ſie wohl ahnen, aber nur ſelten mit eigenen Augen zu ſchauen vermag. —

Über dies und jenes ſprachen die drei, bis die Stunde zum Abſchied ſchlug. Haſſan wollte noch am Nachmittag wieder nach Afiun-Karahiſſar zurückkehren, um am nächſten Abend in Stambul zu ſein. Sadullah und Ali begleiteten den Scheidenden zum Bahnhof. Als der Zug ſich in Bewegung ſetzte, ſchluchzte der Knabe laut auf — zum erſten Male in ſeinem Leben. Der Tod ſeiner Mutter, das furchtbare Ende ſeines Vaters hatten ihn tränenlos gelaſſen — der Abſchied von ſeinem Wohltäter trieb ihm das ſalzige Naß in die brennenden Augen. Noch lange blickte er dem Enteilenden nach, bis die lange Wagenreihe ſich ſchnell zu Tal windend, den ſehnſüchtigen Blicken entſchwand. Dann ſtampfte er rüſtig mit ſeinem neuen Beſchützer durch die glühenden Straßen — einem andern Leben — einer beſſeren Zukunft entgegen.

---

Als Haſſan ben Sſadak nach Stambul zurückkehrte, war Noureddin verſchwunden. Niemand wußte wohin. Der deutſche Sanitäter hatte ihn noch am Abend nach Alis Abreiſe in den Gärten des alten Serails getroffen. Wie es ſo ſeine Gewohnheit, hatte er träumend hinausgeſchaut über die Lande, als wolle ſeine Seele ſich ſatt trinken an der Unendlichkeit, die ſich vor ihm ausbreitete. Die ganze Nacht durch hatte das Licht in

ſeinem Zimmer gebrannt. Als man aber am Morgen kam, um ihn zu wecken, war er verſchwunden. Wohin? Vermutungen gingen hin und her. Jemand wollte in der Nacht ein dumpfes unheimliches Plätſchern im Bosporus und unterdrückte Hilferufe gehört haben. Man glaubte an einen Unglücksfall — vielleicht auch an Selbſtmord. Der Profeſſor war außer ſich und machte alle Welt verantwortlich. Jeder hatte den ſtillen Dulder lieb gehabt, und es gab nicht wenige, die aufrichtig um ihn trauerten. Am zweiten Tage berichteten Bauern aus der Umgebung, die man benachrichtigt hatte, ſie hätten einen jungen hochgewachſenen Offizier, deſſen tief trauriger, verſonnener Geſichtsausdruck ihnen aufgefallen ſei, auf der Landſtraße nach San Stefano geſehen. Sofort angeſtellte Unterſuchungen ergaben auch hierfür keinen Anhalt. Rahmi und Haſſan kamen noch ein paar Mal ins Geneſungsheim, um immer dieſelbe Auskunft zu erhalten. „Nichts!“ Der junge Oberleutnant Noureddin Effendi blieb verſchollen. — — —



## Neuntes Kapitel.

Bei Kap Helles, in öder ſteiniger Bucht, deren hohe Felswände ſchwarz und kahl zum Himmel ragen — dicht hinter den ſchützenden Vorſprung gedrückt, liegt ein deutſcher Unterſeekreuzer auf der Lauer. Langſam hebt ſich der junge Tag. Zirruswolken von leichter Briese getrieben, ziehen am blauenden Firmament dahin und zerwehen zu langen flatternden Schleiern. Weiße Punkte huſchen von Ferne über den dunklen Spiegel der See und künden mit krächzender Stimme das nahende Licht. Möven in gewaltiger Schar flattern von ihren Niſthöhlen auf, und klatſchend ſtreifen ihre Flügel das ſtille Waſſer. Der ſchlanke, zylindriſche Stahlleib des Kreuzers ſchaukelt kaum auf der ruhigen Flut. Nun fallen die erſten ſchrägen Strahlen der aufgehenden Sonne vom Bug her über ſeinen matt glänzenden Panzer. Ein paar Schatten ſpiegeln ſich hier und dort, helle Flächen kriechen über den Kommandoturm, jäh taucht die Spitze ins Licht. Auf dem Achterdeck ſitzen fünf, ſechs Matroſen, kräftige,

braune Geſtalten, deren weiße Hoſen und blaue Bluſen in dieſer Einöde wie bunte Farbenklexe auf ſchwarzer Palette wirken, und verzehren ihr Frühmahl. Hin und wieder ſchlürfen ihre nackten Füße über die glatten, kalten Stahlplatten.

An der Vorderluke hält der Kapitän ſcharfen Ausguck nach Süden. Hinter ihm ſucht ſein Bootsmann den öſtlichen Horizont mit dem Prismenglas ab. Nahe dem Kreuzer, am Felſengeſtade liegt das winzige Faltboot vertäut. Wie eine Nußſchale hüpft es auf den Kämmen der leiſe anſchlagenden Wellen. Oben auf der Spitze des Felſens hält ein deutſcher Offizier die Wacht. Hin und her wandert das ſuchende Rohr, ob nirgends ein Rauchſtrahl, nirgends die ragenden Maſten eines fremden Schiffes zu entdecken ſind. Der Schiffschronometer zeigt eben die ſechſte Morgenſtunde, da wird in der Richtung gegen Imbros hin ein feines Dunſtwölkchen ſichtbar. Scharf werden die Gläſer eingeſtellt. Der ſchwarze Ballen dort weit am Horizont iſt wieder verſchwunden — war es eine Täuſchung? Minuten vergehen in ſpannender Erwartung. Wieder ſchießt ein feiner Strahl kohligen Rauches gegen den blauen Himmel, ballt ſich, zerteilt ſich und verfliegt. Diesmal haben es alle deutlich geſehen. Der Offizier an Land gibt mit den Armen die Richtung. Wieder vergeht eine kurze Spanne Zeit, und wieder rollt der Dunſt in langer Fahne über die Ferne. Nun drückt der Wind die ſchwarze Wolke auf das ſilbrig ſich kräuſelnde Meer, und jetzt werden auch die erſten ſchwachen Umriſſe eines ſchnell ſich nähernden Schlachtſchiffes ſichtbar. Auf dem Unterſeekreuzer herrſcht noch immer dieſelbe tatenloſe Ruhe, wie vordem, nur die Beobachter lugen angeſtrengt nach der Beute und laſſen ſie nicht wieder aus. Mählich hebt ſich die ferne Silhouette. Ein ragender ſchwingender Strich wird ſichtbar, der ſich nach unten

immer mehr verdickt und schließlich in einen gewaltigen, auf dem Wasser ruhenden Holzfloß überzugehen scheint.

Der Offizier von Land kommt an Bord. Geschickte Hände legen das Faltboot zusammen und verstauen es. „Englischer Panzer", ist sein Urteil. Auch der Kapitän schließt sich ihm an. Der ferne Riese wächst und wächst. Seitlich von ihm taucht eine zweite Silhouette auf — nicht minder gewaltig. „Donnerwetter" murmelt der Kommandant — „das sieht ja so aus, als ob die ganze Flotte wieder gegen die Dardanellen im Anmarsch wäre — Luken dicht!" Der Stahlzylinder verschluckt die wenigen Menschen, die sich noch eben auf ihm sonnten. Die Offiziere stehen im Kommandoturm. Das Boot ist zum Tauchen bereit. Ein Glockensignal schrillt durch den Maschinenraum und klirrt im nächsten Augenblicke im Turm wieder. Der Befehlstaster springt auf „verstanden". Gurgelnd fährt das Wasser in die Tanks. Der Kreuzer sinkt. Wieder ein Schrillen und wieder ein Klirren — Stopp! Über das sinkende Bootsdeck wäscht träge die ruhige See. Nur der Turm ragt noch ganz aus den Fluten. Der Kommandant hat das Fernrohr weit ausgezogen und lugt nach dem feindlichen Schlachtschiff. „Der Kerl hat seine Netze ausgespannt", wendet er sich an seinen Ersten. „Das war vorauszusehen — aber es soll ihm nichts nützen." Zweimal arretiert er die Kompaßnadel — es stimmt — das Instrument arbeitet gut. „Nehmen Sie die Richtung mit, Herr Kapitänleutnant" — West — drei Striche Nord. — Rrrrrrrrr! Die Tanks sind zu sieben Achtel gefüllt, automatisch stoppt die Wasserzufuhr.

Der Kreuzer schießt hinab. Die Maschinen pfeifen und sausen — das Manometer zeigt fünf Meter unter der Oberfläche. Ein Kurbelgriff löst die hinteren Steuerflächen aus.

Horizontal geht die Fahrt — dem Feinde entgegen. Minute auf Minute verrinnt. Die eigene Schnelligkeit beträgt zwölf Knoten — wie groß die des nahenden Panzers ist, bleibt vorläufig eine unbekannte Größe. Wieder vergehen ein paar Minuten — vorsichtig werden die Sehrohre emporgekurbelt. Jetzt stehen sie über Wasser. Klatschend fährt die Bugwelle dagegen und beschlägt das Objektiv. „Höher!" Hier draußen ist ziemlicher Wellengang. Das Auge muß sich erst gewöhnen über den hüpfenden, grünen Wellenbergen einen Gegenstand zu erkennen. Lange blickt der Kommandant auf die kleine runde Spiegelscheibe — dreht hierher und dorthin. — Endlich! — Der Engländer ist seitlich ausgewichen und biegt nun in zwei Strich nach Süden ab. Die Entfernung mag etwa fünf Meilen betragen. In kurzer Zeit müssen beide auf gleicher Höhe sein. Die Treibachsen ächzen und stöhnen — der Ingenieur holt alle Kraft aus der Maschine. „Ruder scharf Steuerbord!" Willig folgt der Unterseekreuzer der starken Wendung. Er liegt jetzt senkrecht zur Fahrtrichtung des feindlichen Panzers. Ein paar Minuten weiterer angestrengter Fahrt verringern die Entfernung zwischen den Schiffen bis auf knapp drei Seemeilen. „Langsame Fahrt — Stopp!" — Das Boot steht. Alles ist auf seinem Posten. Die Hand am Hebel wartet der erste Ingenieur. Der Herzschlag des Bootes scheint ein paar Sekunden lang zu stocken. Nur das Heulen der Dynamos unterbricht die feierliche Stille vor dem Schuß.

Der Kommandant visiert nach dem Feinde hinüber — der gleitet in langsamer Fahrt, in Rücksicht auf die Küstennähe, vorwärts. Rrrrrrr! Der Kreuzer schießt näher heran. Ratternd fliegt das Steuerrad herum. Die Längsachse des Kreuzers liegt im Augenblick wenige Meter vor der Fahrtrichtung des recht-

winklig vorbeilaufenden Panzers. Gelingt es, den Torpedo rechtzeitig abzubringen, so muß der Feind gerade hineinlaufen um mittſchiffs auf die Piſtole zu ſtoßen. Ein letzter prüfender Blick. Ein ſchrilles, wohlbekanntes Signal, ſo ſchreiend, ſo gellend wie nie — ein Stoß, der ſich durch den harten Stahlkörper tauſendfach fortpflanzt — der Torpedo iſt aus dem Rohr. Ein langer, immer mehr ſich dehnender Streifen läuft unter der grünen Flut dahin. Noch ſcheint der Feind nichts geſehen zu haben. Doch — das gefährdete Schiff ſucht zu entkommen. Deutlich hört man das ſchwere Schlagen der großen Schrauben. Wahrſcheinlich gibt er Gegendampf. Aber die Laufzeit des Torpedos iſt jetzt auch zu Ende. Der nächſte Moment muß die Entſcheidung bringen, ob der Schuß ſitzt oder ſein Ziel verfehlt hat. Ein dumpfer Knall, der über die ſchweigenden Fluten hallt, kerzengerade ſteigt die ſchäumende Waſſerſäule, wie von unſichtbarer Windhoſe geſchleudert, empor — ein Krachen und Berſten und dann abermals ein furchtbares, ein ſchreckliches Dröhnen, das die Luft zerreißt und Eiſenplatten und ſtarke Balken wie leichtes Getäfel davonſchleudert — ſchwerfällig legt ſich der Koloß auf die Seite.

Nun heißt es tauchen. Das weitere Schauſpiel entzieht ſich den Augen der Unterſeehelden. Die eigene Sicherheit ſteht auf dem Spiele. Mit ſchnellem Griff ſind die Sehrohre niedergeholt, die Tiefenſteuer gezogen und der Kreuzer ſinkt in mäßiger Fahrt hinab. Der erſte Offizier hat die Seekarten vor ſich liegen. „Wir werden auf 25 Meter gehen können," wendet er ſich an den Kommandanten, „dann bleiben noch fünf bis ſechs Meter, die wir vorſichtig abtaſten müſſen, um auf den Grund zu kommen." Die Manometernadel rückt ſtetig vor. 15 Meter, 18, 20. — Der Kreuzer bewegt ſich

kaum vorwärts. Hier unten ist der Wasserdruck schon ein ganz enormer — der Kapitän schätzt ihn auf über 2 Kilogramm auf den Quadratzentimeter. Im Stahlrumpf aber merkt man nichts von der gigantischen Wasserpresse. Die Atemluft ist fast unheimlich rein. Jedermann hat seine Kalipatrone im Munde, durch die der ausgestoßene Stickstoff augenblicklich gebunden wird. Ein freies Licht würde hier unten mit hell aufschlagender Flamme brennen. — 25 Meter. — Aus dem Kommandoturm fährt ein greller suchender Lichtstrahl durch die schwarzgrüne Tiefe und bohrt sich eine halbe Schiffslänge weit in die dunklen Wassermassen. Freie Bahn — Schleichend fährt die Manometernadel über die hellbeleuchtete Skala. Alles Licht im Kommandoturm ist abgeblendet, nur der feine, dünne Strahl schießt heraus und läßt die Umgebung wie glitzernde Kristallwände aufleuchten. — 28,8—29 Meter. Der schwere Bleikiel unter dem Boot setzt auf. Unten im Stauraum hat man es deutlich gehört. Der Bootsmann bringt die Meldung. Der elektrische Telegraph gibt das Stoppsignal. Noch einmal schort der Kiel leise an — dann ruht der Kreuzer bewegungslos auf dem Grunde des Meeres.

Das blendende Licht im Kommandoturm zieht seine Strahlenbündel ein. Die Glühbirnen im Innern werden eine nach der andern gelöscht, nur die Notwendigsten bleiben brennen und beleuchten in mäßiger Helle das Stahlhaus unten auf dem Grunde des Meeres. Im Mannschaftsraum sind die Matrosen versammelt — auch die dienstfreien Offiziere haben sich hinzugefunden. Der junge Ingenieuraspirant schiebt eine neue Walze in das Grammophon und klar und deutlich klingt es aus dem Stahltrichter „Deutschland, Deutschland über alles — über alles in der Welt." — 25 Meter unter dem Meeresspiegel feiern

Deutſchlands Unterſeehelden ihren Sieg. Manchmal, wenn die ſchnarrenden Töne des Phonographen ausſetzen, geht ein tiefer, ſtoßender Schall durch die Waſſer. Dann wiſſen die Matroſen, daß ein Maſchinendampfer über ihren Häuptern dahinzieht, oder ein Brummen und Sauſen dringt durch die Stahlwände, wenn der Turbinenkreuzer, auf der Suche nach dem flinken Unterſeejäger, das Meer pflügt. — — —

So vergeht der Tag und der Abend bricht herein. Der Kreuzer iſt wieder aufgetaucht und hält auf die Dardanellen zu. Die Beſatzung ſteht an Deck und rührt die erſteiften Glieder. Eine der zahlreichen Buchten bietet Schutz bis zur ſinkenden Nacht. Fernab gleitet ein trauriger Zug in der Richtung auf Lemnos dahin. Drei Linienſchiffe ſind es in Kiellinie hintereinander. Deutlich ſieht man die Spuren ſchwerer Beſchädigungen an ihren Aufbauten. Rahen und Tauwerk hängen in buntem Gewirr durcheinander. Der vordere Schornſtein des erſten iſt herabgeſchoſſen und liegt wie eine ſchwarze, unförmige Maſſe zwiſchen den ſtarrenden Turmgeſchützen. Ein Schlepper hält das lecke Schiff mühſam in Fahrt. Auf allen weht die britiſche Fahne in Halbſtock. Klagend hallen die langgezogenen Töne der Trauermuſik über die ſchweigende See. Albion trauert um ſeine Helden. Schmeichelnd ſingen die Wellen das Totenlied. Der Kommandant und ſeine Offiziere ſalutieren, als die traurige Silhouette mählich am Horizont entſchwindet. — Den Toten! — Durch die nächtlichen Waſſer aber ſchießen gefräßige Haie, und die Morgenflut treibt zerſtückelte Leichen auf die zackigen Felſen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Auf der Landſtraße, die von Boghalu nach Karnabikôi führt, ziehen zwei Reiter ihres Weges. Beide ſind von ſchlanker

Geſtalt, in der erdbraunen Uniform des türkiſchen Roten Halbmondes. Ein paar deutſche Studenten — Mediziner im vierten Semeſter, die Wiſſensdrang und Hilfsbereitſchaft im Dienſte der freiwilligen Krankenpflege vor knapp drei Monden von der alma mater Westphaliensis hierhergetrieben hat. „Das Land iſt rauh und der Krieg iſt hart," wendet ſich der rotblonde Weſtfalenſohn an den gemächlich neben ihm trabenden Freund — „aber ich möchte dieſe Zeit nicht miſſen — es iſt etwas Herrliches um den Freiheitskampf eines Volkes und ihn hier ſo aus nächſter Nähe zu ſehen — ich finde, das ſtählt die Nerven und weitet den Sinn für große, harrende Aufgaben." „Du ſchwärmſt ſchon wieder," lacht der robuſte Holſteiner. „Kaum waren wir acht Tage hier, da erklärteſt du bereits den Orient für deine alleinige Intereſſensſphäre, ich glaube du würdeſt auch beſſer als Paſcha, denn als Münſterſcher Profeſſorenſohn durchs Leben gehen." „Du höhnſt, Heinz," entgegnete der andere. „Wenn ich auch ein tiefes Empfinden für die Kultur und Geſchichtswelt des Islams habe, und mein Gemüt ſich in weichen ſüßen Träumen wiegt, wenn ich über die ſchlafenden Lande ziehe, ſo vergeſſe ich doch darüber meine Heimat nicht, und namentlich die Romantik meiner Vaterſtadt hat mich von jeher in ihren Bann geſchlagen. Wie oft habe ich nicht ſchon als Knabe die Geſchichte der großen Weſtfalenzeit durchlebt — das Ende des gewaltigen Krieges, der Deutſchland dreißig Jahre lang verwüſtete — der Friede in Münſter geſchloſſen, in verſchwenderiſcher Pracht und höfiſchem Zeremoniell. Mit brennenden Augen habe ich die Überlieferungen aus der Wiedertäuferzeit geleſen, von Knipper Dolling und Jean von Leiden mit ſeinen ſchönen Frauen, die er doch ſo grauſam zu morden verſtand. Dann bin ich wohl hinaufgeſchlichen in das

alte gotiſche Rathaus, habe mit faſt heiliger Scheu die zerfallenen Brokatkiſſen betrachtet, auf denen die Friedensgeſandten einſt geſeſſen, habe an Leidens Zweihandſchwert zitternd gerührt und mir von dem uralten Armleuchter berichten laſſen, für den ein Reicher dreiviertel Millionen Mark bot und ihn doch nicht erwerben konnte." „Du biſt unverbeſſerlich," fiel der Holſteiner ein, „du lebſt in einer längſt vergangenen Welt. Ich ſehe die Sache mit realeren Augen an. Mein Steckenpferd iſt die Moderne, das Jetztleben, wie es ſich bietet, ſei's im Frieden, ſei's im Kriege. Beides hat ſeine Reize. Wenn ich an etwas mit Freuden zurückdenke, ſo iſt's das friſche, flotte Verbindungsleben, das der Krieg ſo jäh zerbrach. Haſt du übrigens Nachrichten aus der Heimat — ich ſah heute morgen einen Brief für dich in der Poſt?" „Er war von einem Verbindungsbruder, Hanns von Leſſer — nicht viel Neues — doch wenn du ihn leſen willſt?" „Nein, erzähle nur!" „Nun, Leſſer ſchreibt, daß unſer neues Heim als Hoſpital eingerichtet iſt. Im Tanzſaal reiht ſich Bett an Bett, und aus dem Archiv iſt ein kleiner Operationsraum geworden. Doch der friſche Klang, der einſt durch die Räume ging, hallt auch jetzt wieder. Leicht verwundete deutſche Soldaten ſehen im frohen Burſchenhauſe ihrer Geneſung entgegen. Über die Treppen und Gänge und überallhin, wo fröhliches Kneipen erſcholl, da huſchen jetzt behutſam die weißen Häubchen der Schweſtern, und die gütigen Augen der Oberin halten die Zucht, die einſt dem ſtämmigen Hauswart ſchwer ward." „Famos," rief Heinz Felten, „famos, ein Hurra der deutſchen Organiſation" und dann ließ er einen Jodler los — einen rechten, guten norddeutſchen, der allerdings mit dem echten Bergruf wenig gemeinſam hat, ſo laut und frei, daß die umliegenden Hügel-

ketten ihn in allen Tonarten wiedergaben. „Es iſt doch ſchön ein Deutſcher zu ſein!“ — — Klapp, klapp gingen die Hufe der ſchmalen, kleinen Araber über den felſigen Untergrund. „Was ſagt übrigens der alte Generalarzt in Gallipoli“, hub Balthaſar, der Weſtfale, von neuem an. „Er meint, es würde hier bald zum Krachen kommen. Die Engländer verhalten ſich jetzt bei Krithia ſo ruhig. Unzweifelhaft ſammeln ſie neue Kräfte. Daraufhin deuten auch die ungeheuren Truppentransporte, die ſtändig von Lemnos gemeldet werden. Für Krithia und die Südſpitze der Halbinſel iſt aber vorerſt keine Gefahr. Das Operationsgebiet iſt zu begrenzt, um mit größeren Truppenmaſſen einen Erfolg verſprechenden Vorſtoß nach Norden machen zu können. Man rechnet deshalb in militäriſchen Kreiſen unzweifelhaft mit der Abſicht der Verbündeten, noch an einer andern Stelle Truppen zu landen, um weitere Küſtenſtriche für eine groß angelegte Offenſive zu gewinnen. Wenigſtens berichtet ſo der ‚Alte‘, der ja immer ein feines Ohr und ein gut eingeſtelltes Ahnungsvermögen gehabt haben ſoll.“ „Sicherlich,“ entgegnete Heinz Felten, „dieſelbe Anſicht iſt bei den deutſchen und türkiſchen Offizieren allgemein verbreitet. Und ſie iſt ja auch nur die logiſche Folgerung aus den vorhergehenden Ereigniſſen. Die Engen mit Gewalt zwingen zu wollen, iſt Albion müde geworden — von Seddil-Bahr nach Stambul iſt ein weiter und beſchwerlicher Marſch. Weshalb ſoll man ſich den nicht ein wenig abkürzen. An der Weſtküſte ſind noch ſo viele geeignete Landungsplätze, daß man unzweifelhaft einen von ihnen wählen wird. Im Golf von Saros ſelbſt iſt die Landung ein gefährliches Wagnis. Die ſtarke Bulair Stellung würde ſie in der Flanke aufs ſchwerſte bedrohen. Was bleibt übrig? — der Küſtenſtrich an der Ägeis hinunter bis Kaba Tepe

und ich möchte wetten, daß hier die nächſten ‚Colonials‘ ihr Blut für Old Englands Krämerpolitik verſpritzen werden.“

So ſprachen die deutſchen Studenten und trabten frohgemut dahin, durch Täler und Schluchten, über Hügel und Kämme, im fernen unwirtlichen Lande, ihrer Heimat und ihrem Volkstum getreu.

## Zehntes Kapitel.

Heinz Felten ſollte Recht behalten. Täglich wurden gewaltige Transportdampfer aus dem Inſelmeer gemeldet, die vollgeſtaut mit Kriegsmaterial und neuen Truppen, auf den verſchiedenſten Ruten Lemnos anſteuerten. Eingeſchmuggelte griechiſche Zeitungen brachten ſogar Einzelheiten. Eine ganze Diviſion Neuſeeländer ſei angekommen. Halbwilde Maoris hätten an der Reeling geſtanden und nach den zahlreichen Haien, die jetzt in der Ägeis ihr Spiel trieben, mit hölzernen Harpunen gezielt. Da gab es Arbeit für die deutſchen Unterſeeboote. Tagelang lagen ſie geduldig im Kurs des erwarteten Transporters auf der Lauer. Aber der Rieſe war gewarnt und änderte die Fahrt kurz vor dem Ziel. Spione ſtaken überall. Über Waſſer, unter Waſſer, auf harmloſen Fiſcherbooten, in Buchten und Landungsplätzen. Aber manchmal kam doch der günſtige Augenblick und trotz der Begleitſchiffe, die rechts und links den ſchweren Handelsdampfer begleiteten, gelang es, ihm

einen Torpedo in den Leib zu rennen. Dann bäumte ſich die See, ſchnelle Kreuzer ſchoſſen hierhin und dorthin, ein Schreien kroch über die Waſſer, furchtbar herzzerreißend, erhobene Arme wurden ſichtbar, ſtürzende Körper — ein Brodeln der Tiefe und ein tiefes Klagen. Tauſend Menſchenleben gingen zugrunde, mit einem Schlage, auf daß tauſend andere erhalten blieben. —

In den Abendſtunden des 6. Auguſts brachte ein türkiſcher Waſſerflieger die Nachricht, daß die Schiffe der Verbündeten ſich in großer Anzahl auf der Höhe von Mudros verſammelten, und daß ſtarke Truppenmaſſen an Bord geſichtet wären. Nur die hereinbrechende Dunkelheit hätte eine weitere und genauere Erkundung verboten. Alsbald ging durch die Linien von Bulair hinab bis zum Achi Baba das Alarmſignal. — Die Engländer kommen. —

Den lieben langen Tag hatten die Granaten den feſten Poſten oberhalb Krithias umheult, ohne daß ein nachdrücklicher Sturmangriff erfolgt wäre. Nun ſollte es endlich ernſt werden? Ein ganzes Fluggeſchwader knatterte hoch in die ſinkende Nacht, um den Feind zu ſuchen. Unheimlich ſtieß die See unter den großen Vögeln — ſie mußten tief fliegen, um bei dem dunſtigen, undurchſichtigen Wetter und der herrſchenden Dunkelheit die Schiffe erkennen zu können. Weithin ſtrich über das pechſchwarze toſende Meer das Brummen der Propellerflügel. Zuweilen wohl drangen von unten gurgelnde Laute herauf, wie der Schlag von Schiffsſchrauben. Dann ſchoß der eine oder der andere der großen Vögel lautlos mit gedroſſeltem Motor hinab, um Umſchau zu halten. Nichts — und die Maſchine zog weiter ihre Bahn und ſchraubte ſich von neuem in die hangenden Wolken. Endlich iſt der anrückende Feind mit Sicherheit ausgemacht. Zwei, drei Flieger kreuzen über ſeinem Kurs. Die

Schiffe wagen nicht zu feuern, um keinen unnötigen Alarm zu verursachen. Gespensterhaft rauschen die Kiele durch das erregte Meer. Das Geschwader hält auf die Südspitze der Halbinsel zu.

Es ist eine gefährliche Fahrt für die Flieger. Ab und zu stößt eine Bö gegen die Tragflächen, die den ganzen Apparat erzittern macht und ihn wie einen Spielball auf und nieder wirft. Aber es heißt aushalten. Ein Pfeifen geht durch die Luft — ein langer Phosphorschweif schießt durch das Dunkel, — ein Knall und tageshell zerspringt die Leuchtkugel über dem Leitschiff. Und noch einmal, und noch einmal — sekundenlang in glänzendes Licht getaucht, zieht die Armada dahin. — — — Um die zehnte Abendstunde liegt die feindliche Flotte in der Höhe der Suvla-Bucht. Das Oberkommando ist verständigt. Man erwartet die Landung der Truppen und zieht während der Nacht Verstärkungen heran. Überall im Küstengestrüpp liegen die türkischen Posten und spähen scharf nach den Schiffen aus. Der gigantische Leib eines großen Dampfers taucht wie ein riesiger Schatten aus der lagernden Finsternis. Er muß schon ganz nahe sein — deutlich vermeint man seinen Odem zu spüren — doch noch immer ist er in Fahrt. Die Maschinen stampfen und stöhnen — die Schraube knallt durch die Luft — er scheint leicht geladen, mit geringem Tiefgang auf Grund laufen zu wollen. Nun ein Schoren und Scharren — ein Kreischen und Ächzen — und die Spitze des Kolosses taucht dicht vor den Augen der Wachen auf. Feuerstrahlen entschießen dem schwarzen Schlot — ein paarmal noch klatschen die Schraubenflügel wie ersterbend auf das wild schäumende Wasser. Der Dampfer sitzt fest. An den Seitenwänden aber werden breite Laufstege herabgelassen — Brücken für die landenden Truppen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die ganze Nacht durch bringen Torpedoboote und Zerstörer Truppen an Land. Immer mehr wächst ihre Zahl. Im türkischen Hauptquartier weiß man, daß auch die Neuseeländer bei Ari Burun Verstärkungen erhalten haben. Der Feind gräbt sich noch während der ersten dunklen Morgenstunden ein. Am Nordrande der Suvla-Bucht, gegen den hart an die See stoßenden Karakol Dag, sind die englischen Brigaden im Vormarsch. Vom südlichen Ausläufer der Bucht stößt ein zweites Landungskorps gegen den Salzsee vor. Eine schwach besetzte Vorstellung der Türken auf mäßigem Hügelland liegt im Wege. Die Australier stürmen mit dem Bajonett — die Türken ziehen sich zurück. Der Weg ist frei. Mit der Front gegen die überragenden Anaforta-Hügel lagern die Truppen in Sturmstellungen.

Der taufatte, dämmernde Tag treibt die ersten Eisengrüße in ihre Reihen. Auf den Hügeln steht die türkische Artillerie und feuert ihre Geschosse in die fast schutzlose Ebene. Vom Meer herüber heulen in weitem Bogenschuß die Granaten und Schrapnells der schweren Turmgeschütze. Sie suchen die türkischen Artilleriestellungen. Hier und da spritzt die Erde auf, hier und da schlägt der schwere Eisenregen im Trommelfeuer hageldicht in die waldigen Höhen — alles vernichtend und eine einzige Sand- und Steinwüste zurücklassend. Wenn dort die türkischen Kanonen ständen! Doch sie sind nicht da — ununterbrochen speit ihr Feuer Tod und Verderben auf die Angreifer. In langen Reihen kriechen Englands Söldnerscharen über das ebene Gelände, rings um den Salzsee. Wenn die Schrapnells zu sehr auf einer Stelle lasten, springen wohl ein paar lange, hagere Gestalten zur Seite in das dichte Gestrüpp oder ducken sich in einem der wenigen spärlichen Kornfelder.

Aber unaufhaltſam rücken die Linien vorwärts. Das Feuer der Türken reißt furchtbare Lücken. — Sie füllen ſich wieder — der Lauf geht weiter — gegen den Hügel. Noch immer ſetzen die Schiffe neue Reſerven an Land. Gegen Abend treffen die Nord- und Südtruppen zuſammen. Sie ſtehen nahezu drei Meilen von der Küſte, nahe vor den Hauptverſchanzungen der Türken.

Unterdeſſen haben auch die bei Ari Burun verſtärkten Auſtralier einen wütenden Angriff gegen die türkiſchen Stellungen gemacht. Ihre Linien trennt der Sari Bair und der noch höhere Koja Chemen Dagh von den um den Salzſee vorgehenden Truppen. Beides ſind ſtark befeſtigte Höhen, die den Türken nicht nur ein weites Schußfeld geben, ſondern auch vorzügliche natürliche Verteidigungsanlagen erlauben. Der Vorſtoß hierher iſt ein gewagtes Unternehmen, zumal da im Süden, im Rücken der angreifenden Truppen, ein vierhundert Fuß hohes Plateau von ſtarken türkiſchen Kräften beſetzt iſt, die entſchieden einen Flankenſtoß gegen die nordwärts vorrückenden Auſtralier ausführen werden. Ihre Wirkung gilt es daher zunächſt zu paralyſieren. Am 6. Auguſt in der Frühe ſtürmen die engliſchen Kolonialtruppen gegen die befeſtigte Höhe an, während die Indier das ſchmale Tiefland am Meere, das die Ausläufer der Berge frei laſſen, zu beſetzen ſuchen. Es iſt eine ſchwierige Aufgabe und Hunderte finden dabei den Tod — aber ſchließlich müſſen ſich die ſchwachen türkiſchen Vorpoſten doch zurückziehen, das Gelände den Engländern überlaſſend, die hier ihre Sturmkolonnen gegen den Sari Bair anſetzen.

Am Abend des erſten Schlachttages ſind die Engländer im Beſitz der als „lonesome pine plateau“ bezeichneten Hochebene. Die Redifs haben wie Löwen gekämpft. Aus ihren feſtungs-

artig angelegten Gräben hat sie das Feuer der Schiffsgeschütze nicht zu vertreiben vermocht. Mann um Mann sind sie wie unter Sichelhieben dahingesunken — Reserven waren kaum unterwegs — der Angriff kam unerwartet. Da hieß es ausharren, ausharren bis zum letzten. Die Engländer stürmten. Schuß auf Schuß riß tiefe Lücken in ihre Reihen — und dann, als sie immer näher kamen, taten die Handgranaten ihr Vernichtungswerk. Umsonst — die Überzahl erdrückte die mutigen Verteidiger. Unter der Erde, in den von rauchendem Blut glitschigen Gräben, tobte der Kampf zu Ende. Körper gegen Körper — mit Messern, mit Spitzen, mit Kolben. Leichenhügel türmten sich unter den Füßen der Ächzenden — bis das letzte Leben in einem Graben erlosch und neue Kolonnen sich einnisteten. Schwer waren die Verluste der Türken, entsetzlich die der Engländer.

In der Nacht setzten die tapferen Verteidiger zu neuem Angriff an — katzenartig, ohne Laut schlichen sich die braunen Anatolier die Plateauränder empor. Mit der blanken Waffe gingen sie auf den Feind — kein Schuß wurde hörbar, ihre Magazine waren leer und es gelang ihnen, den Abhang zu halten. Aber die Hochfeste blieb in den Händen des Feindes. — So waren die Vorbedingungen für die Engländer allerorts günstig und das Hauptwerk konnte beginnen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Morgenstunden des 9. August bringen den Generalsturm auf die Sari Bair Höhen. In drei starken Linien rückt der Feind an. Engländer, Australier, Neuseeländer, Sikhs, Gurkhas, Maoris schieben sich in buntem Gewürfel gegen das zerklüftete Bergland. Darüber ziehen in hoher Bahn die Geschosse — hierhin und dorthin. Es klingt wie das Brausen sturmgepeitschter

Meereswellen, die, ans felsige Uferland geworfen, donnernd heranlaufen, um schließlich mit furchtbarem Krach brandend sich zu überstürzen. Kein Schutz, kein Schirm den Angreifern — nur immer die gleiche furchtbare Eisensaat, die über ihren Köpfen zerbirst. Auf Schritt und Tritt eilt der Tod mit. Ganze Kompagnien schmelzen zusammen auf wenige Mann — Glückliche, die der knöcherne Schnitter jetzt verschont, um sie vielleicht wenige Stunden später zu holen.

Über 600 Fuß hoch steht nun die Hauptmacht der Engländer. Das Feuer der Schiffsbatterien setzt aus. Ist es zum letzten Sturmlauf? Doch die ermüdeten Truppen können nicht weiter. Es fehlt an Munition, es fehlt an Wasser. Mund und Kehle lechzen nach dem erquickenden Naß. Die Nachschübe kommen nur spärlich vorwärts. Durch Schluchten, über zackige Höhen und steile Pfade bahnen sie sich mühsam ihren Weg. Wieder laufen glühende Schlangen über die Breitseiten der Panzer, wieder treibt der unerbittliche Befehl die Halbverzagenden vorwärts. Es geht nicht. Nur die Gurkhas dürfen ein paar Augenblicke von einer seitlichen Höhe das gelobte Land schauen — das blaue Band der Engen, und tief unten im Tale das so heiß ersehnte Kilid Bahr, den Schlüssel zur Marmara — dann treibt sie das Schrapnellfeuer zurück. Ihre Flucht reißt die andern Linien mit sich. Durch den sinkenden Abend aber ziehen die gigantischen Silhouetten der türkischen Reserven, um sich mit frischem Kampfesmut auf den zermürbten Feind zu stürzen.

Die ganze Nacht durch dauert der Kampf. Die Neuseeländer sind völlig erschöpft und werden durch Territorials ersetzt.

Im dämmernden Morgenlicht gehen die Türken zu neuem Angriff über. In breiten schweren Massen drängen sie gegen den Feind. Erdrückend ist ihr Ansturm — da gibt es kein Halten

mehr — in wilder Unordnung weichen die Engländer zurück. Bald sind die Höhen wieder im Besitze der tapferen Verteidiger. Und immer weiter flutet ihre Schar. Ihr Sturmlauf gleicht der Windsbraut, die in mondhellen Nächten über den Himmel fährt und das Wolkenmeer vor sich her treibt, wie der Schäferhund die zersprengte Herde. Kein Signal, kein Befehl vermag die Siegestrunkenen zu halten. Wie dichte Klumpen kleben sie dort oben an den Höhen — reißen sich los — springen hinab und ballen sich zusammen — wachsen — dehnen sich in breiter, fester Front — rennen vorwärts — Allah — Allah! Salve auf Salve speien die Feuerschlünde in die gedrängte Masse, wohl hundert sind am Werk und ihre Münder sind alle auf dies im Grunde doch so winzige Häufchen Menschen gerichtet. Schwarze, stickige Wolken legen sich über ihren Weg, schwere Erdmassen fliegen auf, das Geröll weicht unter ihren Füßen — vorwärts — vorwärts.

Weder die Höllenmusik der Geschütze, noch der brüllende Eisenhagel vermag ihren Siegeslauf zu hemmen. Immer weiter dringt ihr Allahruf ins Tal. Hekatomben liegen dort oben starr und steif — von blind wütenden Kartätschen zu Boden gemäht, wie der Halm von der Sense des Schnitters. Maschinengewehrfeuer faßt die letzten aus der Flanke — das ist schlimmer als die Granatflut der großen Schlünde. Die kleine ratternde Maschine kennt kein Atemholen, kennt keine Pause — mit immer dem gleichen Takt schickt sie ihr spitziges Blei in Tausende hastende, drängende, schiebende Menschenleiber. Wie der Jäger mit der Flinte dem eilenden Wilde nachfährt, so gleitet ihr Stahlrohr in der Runde — ein Griff, die neue Richtung ist eingestellt und die Todessaat zieht ihre Bahn. Momente wohl stockt die Schar — doch ihr Ansturm

iſt unaufhaltbar. Ihr Siegesruf klingt ſchwach und ſchwächer — die langen Linien ſchmelzen zuſammen und immer noch pfeift die Eiſenflut aus einem Dutzend von Maſchinengewehren in die Reihen der Überlebenden. Es iſt nur noch ein Häuflein, das dort unten die tiefe Schlucht hinabjagt. Mit dem Bajonett rennt es auf den Feind. Ein letzter, ein verzweifelter Kampf. Mann gegen Mann. Noch einmal geben die engliſchen Soldaten Raum. Vor oder zurück — überall lauert der Tod. Nur wenige erreichen die türkiſchen Stellungen wieder. Aber ihr Todesſturm iſt geglückt. Ringsherum hat der Feind die Höhen geräumt. Der Sari Bair iſt wie vordem im Beſitz ſeiner mutigen Verteidiger.

Durch den dunklen Abend ziehen die Ambulanzen und Totengräber. Das Walfeld bringt diesmal reichlichere Arbeit als ſonſt. Das Gebirgsland bietet zahlloſe Päſſe, Winkel und Buchten. Ab und zu kriecht das weiße Licht der Scheinwerfer in eine dieſer verborgenen Höhlen, wo Freund und Feind friedlich nebeneinander ſchlummern im letzten Schlafe. Hoch oben auf dem Kamm des Berges aber, 900 Fuß über dem Meeresſpiegel, richten armeniſche Schanzarbeiter die ſtarken Stellungen zu neuer, erfolgreicher Verteidigung. Vier Tage und drei Nächte hat der Kampf um den Sari Bair gedauert — eine der grauſigſten Schlachten vielleicht, die die Weltgeſchichte kennt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Auch an der Suvla-Bucht war die Entſcheidung gefallen. Unbezwungen blickten die Anaforta-Höhen auf das Völkergemiſch zu ihren Füßen hinab. Am 8. Auguſt hatten die Engländer den Kampf begonnen und am Abend des 10. war er endgültig für ſie geſcheitert. Die Türken waren den engliſchen

Soldtruppen zuerſt weit unterlegen geweſen — doch ihre geſchickte Verteilung im Gelände hatte den Feind dauernd und ſo vollſtändig zu beunruhigen gewußt, daß die vordringenden Kolonnen immer wieder vor der vermeintlichen Übermacht zurückgenommen wurden. Überall ſtanden türkiſche Landſtürmer, von denen die Mehrzahl heimiſche Bauern waren, die jeden Weg und Steg kannten, als Scharfſchützen. Die Unüberſichtlichkeit des Bodens gab ihnen vorzügliche Deckung, und wenn eine Kompagnie unter ihrem wohlgezielten Feuer dahinſchmolz, und die ſchweren Geſchütze der Schiffe nach der Stelle funkten, von wo eben noch die verräteriſchen kleinen Rauchwolken aufgeſtiegen waren, dann kamen ſie zu ſpät. Der ſchwache Schützentrupp hatte ſich längſt in Sicherheit gebracht, um an anderm Orte dasſelbe Manöver zu beginnen. So hielten zwei Tage erbitterten Kleinkriegs die Landungstruppen faſt auf gleicher Höhe, die ſie ſchon im erſten Anſturm erreicht hatten. Es galt vor allen Dingen, die Verſtärkungen abzuwarten und dieſe mußten bald kommen. „Die ganze Yemen-Diviſion iſt auf dem Marſche", ſo ging es oft freudig durch die raſtlos kämpfenden, ermüdeten Truppen.

Am Mittag des 9. hatten die Engländer einen niederen Hügel in Beſitz genommen. Wie das Manöver geglückt? Wer will es ſagen! Die moderne Schlacht hängt von zu vielen Zufällen ab. Jedenfalls war es ein ſehr wichtiger Poſten, denn von hier waren ſie wohl eine Meile in der Runde gegen jede Annäherung geſichert. Dazu war der Hügel mit dichtem Geſtrüpp bewachſen, hinter dem ſchnell aufgeworfene Schützengräben gut Deckung boten. Vergeblich hatte die türkiſche Artillerie ſchon den ganzen Hügel mit Schrapnellfeuer abgetaſtet — irgend etwas ſchützte den Feind vor zu ſchweren

Verluſten. Ein Sturmangriff hätte bei der todesverachtenden Tapferkeit der Anatolier wohl glücken können, mußte aber aus Mangel an eigenen Kräften unterbleiben. Da faßte man den Entſchluß, mit Brandbomben den Feind auszuräuchern. Ein junger Offizier, der geſtern erſt zur Truppe geſtoßen war, hatte den Vorſchlag gemacht. Es war ein abenteuerlicher Plan, im hellen Sonnenlichte, von zehn verſchiedenen Stellungen, mit ein paar Mann gegen den Hügel zu rücken, um die Brandbomben aus nächſter Nähe in das dichteſte Gebüſch zu ſchleudern — ein Plan, der den faſt ſicheren Tod derer, die ihn zu vollbringen ſuchten, bedeutete. Und doch entſchloß ſich der Kommandeur ihn auszuführen. Mit der Munition der ſchweren Stücke, die allenfalls dieſelben Dienſte hätten leiſten können, mußte geſpart werden — die Hilfstruppen waren nicht vor Nacht zu erwarten, und unterdeſſen zog der Feind ſeine Verſtärkungen hinter dem Hügel, wie hinter einem ſtarken Fortgürtel heran.

„Freiwillige vor!“ — der junge Oberleutnant rief es mit Stentorſtimme. Im Augenblick waren hundert — zweihundert beiſammen. „Viel zu viel. Fünfzig genügen“ — fünfzig Hünen nimmt er mit ſich aus der Schar der mutigen, braunen Geſellen. „Herr Oberleutnant!“ — ſtramm ſteht der junge Offizier in der Erdhöhle vor dem Kommandeur. „Sie ſind erſt geſtern abend hier eingetroffen — verſprengt wie ich vermute — hatte noch keine Gelegenheit mich näher zu informieren. Von welchem Regiment, wenn ich bitten darf?“ „Von keinem Herr Oberſt — komme direkt aus dem Lazarett — kriegsuntauglich ſagt man dort oben.“ „Und?“ „Nichts weiter, Herr Oberſt, — denke, daß ich doch noch zu etwas tauge und das heute beweiſen möchte.“ Sekundenlang ſchaut der Komman-

deur in das Geſicht des ſchönen, blaſſen Sprechers, über das jetzt eine dunkelrote Welle läuft. Er ahnt wohl, daß ſchwerer Kummer hinter dieſen ſteinernen Zügen lagert, die ſo gar nicht zu der ragenden Jünglingsgeſtalt paſſen. „Und ſie wollen wirklich?" „Ich will Herr Oberſt!" „Sie leiſten ihrem Vaterlande einen großen Dienſt, vielleicht den letzten. Haben Sie noch Beſtellungen — im Falle." — Ein paar Briefe zieht der junge Offizier aus der Taſche und händigt ſie dem Vorgeſetzten ein. „Alles?" — „alles" — „Allah ſei mit Ihnen!" —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Durch den glühenden Mittag klettern fünfzig braune Geſtalten zu Tal. Allen voran der junge, blaſſe Oberleutnant. Jede Muskel ſpannt ſich noch einmal in ſeinem ſtrapazengewohnten Körper — er kennt keine Ermüdung, kennt kein Halten. Nun treten ſie aus dem niedrigen Unterholz heraus — die erſte Lichtung. „Achtung!" Platt auf den ſengend heißen Boden gedrückt, ſpähen ſie nach dem Ziel hinüber. Noch hat der Feind ſie nicht entdeckt. „Sprung auf — marſch — marſch!" Tief gegen die braune Erddecke geneigt jagen ſie dahin. Neues Holz — das letzte.

Der Offizier ſammelt die fünfzig und verteilt ſie in zehn Gruppen zu fünf Mann, die zugleich aus der Böſchung hervorkriechend, ſtrahlenförmig den Hügel anſchleichen ſollen. Jeder Mann trägt vier Brandgranaten bei ſich, drei zum Sengen, die vierte, im äußerſten Notfalle, für die eigene Verteidigung. Die ſpitzen, doppelſchneidigen Meſſer ſtecken loſe im Gürtel. „So nahe wie möglich hinankriechen — die letzten fünfhundert Meter im Sturmlauf — nicht eher — Glück auf, Jungens! Vorwärts!"

Der Oberleutnant ſetzt ſich ſelbſt an die Spitze der mittleren

Gruppe. Sie rutſchen heraus über die ſonnendurchſtrahlte Landſchaft, auf der jeder Stein, jeder Erdklumpen denen da oben ſichtbar iſt. Eine, zwei, drei Minuten vergehen in atemloſer Spannung — dann pfeift es heran, Salve auf Salve löſt ſich aus dem dichten Geſtrüpp. Schon fallen die erſten — der Oberleutnant blickt zurück — da liegen ſechs, ſieben Geſtalten bewegungslos auf der flimmernden Erde und noch ſind ſie kaum 300 Meter aus der Deckung heraus. Nur gut, daß ſie dort oben noch keine Maſchinengewehre haben! Immer mehr ſchwillt das Feuer. Steine und Sand ſpritzen auf, hier und da, und immer in unmittelbarer Nähe. Der Feind ſchießt gut. Nur zwei Mann folgen dem jungen Offizier — drei liegen weit, weit zurück.

Es iſt faſt wie ein Scheibenſchießen für die dort oben. Die andern Gruppen haben nicht minder gelitten. Ein ſchneller Blick ſagt genug. Wie viele mögen noch übrig ſein? „Marſch — marſch!“ wie heiſeres Gurgeln iſt's, das über die ſchutzloſe Ebene fliegt, und doch haben es die wenigen verſtanden, die noch leben. Da und dort ſpringt eine braune Geſtalt von dem ſandigen Lande und jagt in wilder Haſt gegen den Hügel. Wie wenige nur! Die dort oben mögen denken, ein paar Überläufer kommen zu ihnen. Jetzt ſind ſie heran, Atem und Bruſt fliegen, und jetzt — und jetzt — Knall auf Knall — Raſſeln und Praſſeln — das dichte Gras ſchwält — das Geſtrüpp knattert wie brechendes Rohr und immer noch Knall auf Knall an allen Ecken, an allen Orten. Iſt denn die Hölle los? Züngelnd ſchießt rote Glut aus dem ſtruppigen Kraut, kriecht empor am Gebüſch, biegt es, und bricht es, leckt hinauf an den Stämmen ſchlanker Zypreſſen — ſchlägt hoch, fällt ab — ſtickiger Rauch zieht gegen die erſten Gräben — und nun,

und nun — ein einziges Feuermeer, das lodert und kracht und ſtöhnt und ziſcht und ſauſt — die ganze Böſchung brennt.

Weiter dehnt ſich die Feuersglut, weiter immer weiter. Mit Entſetzen ſehen es die Engländer — die roten Garben fluten heran, der Zunder läuft über den ſonnenverbrannten Boden. Die Gräben ſind nicht mehr zu halten — zurück. Und über den Köpfen der Weichenden, da faucht es und ziſcht es, da heult und pocht, da rumpelt und ſtampft der Kanonenſang der Türken den Abſchiedsgruß. Nur wenige der braven Anatolier kehren zurück — rauchgeſchwärzt, blutig, zerſchunden.

„Wo iſt der Führer?" — fragt der Kommandant — „Dort!" Die Finger zeigen nach der Stelle, wo jetzt eine einzige, ungeheure Feuerſäule zum Himmel emporſchlägt. „Schwer verwundet führte er uns hinan — dann blieb er verſchwunden — er wollte nicht zurück."

Am Abend lag braune Aſche über der glühend heißen Kuppe. Die Engländer gaben ihr ſpäter den Namen „Schokoladen-Hügel." Weit zurückgedrängt ſtand ihre Front, wieder wie einſt im Tal, den beherrſchenden Höhen gegenüber. —

* * *

In Bijuk Anaforta ſind die Feldlazarette aufgeſchlagen. Unter den Dächern der Zypreſſen reiht ſich Zelt an Zelt und alle überdeckt der Rote Halbmond. Die vier Tage ſind mühevoll geweſen. Die Ärzte lehnen mit aufgewundenen Ärmeln müde an den weißgeſcheuerten Operationstiſchen — ein paar Schweſtern, kräftige, derbe Geſtalten, denen man anſieht, daß ſie auch hier draußen den größeren Mühen nicht erliegen werden, reinigen die Inſtrumente — freiwillige Krankenträger ſtehen bereit, einen neuen Transport zu erwarten. Auch Heinz

Felten und der rotblonde Weſtfale ſind unter der Schar der Harrenden. Der Operateur hat die beiden Deutſchen als Aſſiſtenten hoch bewillkommnet, und da unter ihren geſchickten, unermüdlichen Händen alles ſchnell vonſtatten geht, ſind ſie ihm eine unentbehrliche Hilfe geworden.

Nun bringt man die Neuen. Knarrende Karren fahren draußen vor — die Zeltvorhänge werden zurückgeworfen — eine trübe Laterne leuchtet unter das Plandach des Wagens. Da liegen ſie zu Hauf auf Stroh gebettet, auf dem Rücken, auf der Seite, die Bruſt gegen den harten Häckſel gedrückt, wie ihre ſchmerzenden Wunden es fordern. Viele von ihnen ſcheinen in tiefer Ohnmacht, manche in dumpfe Agonie verſunken. Es ſind alles Schwerverwundete, die man hier bringt, dreißig an der Zahl, die ſie oben am verbrannten Hügel auffammelten. Sorgſam heben die Träger die ſiechen Leiber auf die hölzernen Tragbahren. Ein leiſes Stöhnen geht durch den engen Raum. Manchmal gleitet etwas unſagbar Schweres ſtarr und ſteif über die Schwelle des Karren, und das ſuchende Licht leuchtet in die gebrochenen Augen eines Toten.

Jetzt liegt der erſte auf dem harten Holz der Operationsſtatt — der junge Führer jener Tapferen. Stechender Schmerz hat ihn wieder zur Beſinnung gebracht. Sein armer zerriſſener Körper dehnt ſich und krampft in furchtbarer Qual. „Geben Sie Schleich", ſagt der Oberarzt zur Schweſter. Der ſüßliche Atherrauſch aus der blinkenden, kleinen Maske verſchlägt den röchelnden Atem.

Bedenklich ſchüttelt der Operateur den Kopf, auch die beiden deutſchen Studenten blicken bekümmert in das noch knabenhafte Antlitz des Todwunden. Die rechte Hüftgegend iſt völlig zerſchmettert. Ein dicker Gaze- und Wattebauſch, den der Schwerverwundete in der erſten ſchrecklichen Blutnot mit

aller Kraft in das rote Muskelfleiſch gedrückt hat, ſteckt brett-hart von geronnenem Blut durchſetzt, in der Wunde. Vorſichtig entfernt ihn der Arzt. Der Knochen iſt zermalmt — verſtreut liegen die Splitter. Die Faßzange fährt hinein — da gurgelt ein dicker Blutſtrahl aus der Tiefe. Die Finger tauchen in das warme ſpringende Blut, um das Gefäß zu droſſeln. Endlich — Tupfer ſaugen das rote Naß — mehr, immer mehr. Die Vene iſt durchſchlagen. Knochentrümmer und Muskelfaſern haben bis jetzt den drohenden Verblutungstod hingehalten. Wird er die Operation überſtehen? Ein paar Hände greifen nach den Pulſen. Die fliegen und flattern, als wollten ſie erlöſchen. — Das Gefäß iſt abgebunden. Und wieder Blut — dick, braunrot — zuck zuck — die Aorta ſpritzt — zuck — zuck. Sie iſt ſchwer zu faſſen. Schließlich knebelt ſie der Darmfaden. Für das armſelige, entfliehende Leben aber iſt es zu ſpät. Das einfließende Kochſalz durchſtrömt ſchon die Adern eines Toten. — — —

Am nächſten Tage ſchweigen die Kanonen. Die große vier-tägige Schlacht hat ausgetobt. Das türkiſche Heer begräbt ſeine Toten. Auch den jungen Oberleutnant tragen ſie auf den Höhen von Bijuk zur letzten Ruhe. Weit geht von hier der Blick — über das ſmaragdene Meer und die waldigen Täler, bis hinan zu den gebietenden Bergen Anafortas, wo hundert Feuerſchlünde dräuen. Der Kommandeur iſt ſelbſt herübergekommen, um den toten Kämpfern die letzte Ehre zu erweiſen. Einer nach dem andern ſinken die Gefallenen, ſorgſam in Zeltbahnen gehüllt, in das Brudergrab. Mitten unter den Seinen hat man dem Leutnant die letzte Ruheſtätte bereitet. Scholle auf Scholle fällt hinab auf den Heldenleib. Als die letzten ſich wölben, pflanzen die deutſchen Studenten ein leuch-

tendes Steinkreuz über den Hügel, darauf ſteht der eiſerne Halbmond, und eine Inſchrift beſagt:

„Noureddin Effendi — dem Tapferſten"

Drei Salven fahren über die Totenſtatt und hallen aus den Bergen tauſendfach zurück. — — — — —

* * *

Über der Konſtantinsſtadt brütet eine heiße Sonne. Träge ſchleicht das Leben durch die Straßen. Selbſt die greishaarigen Bettler an der Sulaimanié ſcheinen zu träumen — ab und zu nur hebt ſich ihr Haupt — ein Laut des Flehens kommt von den blaſſen Lippen — dann neigt ſich der Nacken von neuem. Süße Träume, ſüßes Nichtstun. Die Geſchäfte ſtocken, der Verkehr geht ruhig, wie nie. Sogar der große Baſar ſchläft. Wie ein Märchen aus ururalten Zeiten. Der Ramaſan, der Faſtenmond geht zu Ende.

So wird es Abend. In den Moſcheen drängt ſich die gläubige Menge. Mählich ſinkt das Himmelsgeſtirn. Hier und da ſcharen ſich aufmerkſame Zuhörer um die Vertreter der heiligen Wiſſenſchaften, die ihr letztes Rhamaſankollegium leſen. Schon huſchen lange Schatten durch die hohen Bogenfenſter, nur kleine Fleckchen tauchen noch ins purpurrote Licht. Überall hocken die frommen Moſlemin, vor ſich ein Körbchen mit Brot und Datteln, Feigen oder Oliven. Reichere ſitzen auch hinter einem ſchweren, ſchön ziſelierten, ſpeiſegefüllten metallenen Teller, den ihnen ein Sklave hierher trug. Alle erwarten den Sonnenuntergang — die Zeit des Faſtenbrechens.

Vom Minarett der Hagia Sophia ſchwingt eine große, blutrote Fahne, und wenige Sekunden ſpäter dröhnt der er-

lösende Schuß über die harrende Stadt. Ein kurzes Dankſummen geht durch die Schar der andächtigen Beter — dann greifen tauſend Hände nach der bereitſtehenden Labung. Der gewaltige Gottesraum gleicht einem Lager fröhlich ſchmauſender Menſchen. Aber nur knappe Zeit dauert das frohe Mahl. Von den Minaretts tönt der Eſan (Aufruf) zum Calat des Sonnenunterganges. Brünſtig rühren die braunen Stirnen den teppichbelegten Boden. Allah! — Allah! —

Der fromme Dienſt iſt zu Ende. Eine Welle der Unruhe läuft durch die Menge der Andächtigen. Wird heute noch der frohe Himmelsbote erſcheinen, wird heute noch der Neumond allen Gläubigen das Feſt des erſten Schawwal ſchenken? Vor den Türen, unter den Fenſtern, überall, wo ein Blick auf das ſterngefüllte Firmament ſich bietet, ſtehen wartende, ſchauende, geſtikulierende Menſchen. Man hofft, man harrt, man wünſcht, wie Chriſtenkinder, die der Heilsnacht warten. Endlich erſcheint die ſilberne Sichel über dem dunkelnden Oſten. Das Ende des Ramaſans iſt gekommen. Wie ein Lauffeuer geht die Botſchaft durch die Gaſſen. Die eben noch ſo tote Stadt wird lebendig. Es iſt, als ob die ſolange unterdrückte orientaliſche Lebhaftigkeit, in dieſer einen Nacht von neuem geboren würde. Aus den vornehmen Wohnſtätten reicher Türken ſtrömt die Schar der Diener, um die prächtigen Teppiche zu reinigen und die letzten Einkäufe für das bevorſtehende Feſt zu beſorgen. Überall ſchieben ſich kaufende, feilſchende und ſchwatzende Menſchen. Die Moſcheen ſind hell erleuchtet. Der Duft von Wohlgerüchen und Süßigkeiten zieht durch die offenſtehenden Fenſter. Die Läden der Haarſcherer ſind überfüllt, jeder will noch vor dem morgigen Tage den im Ramaſan wild gewachſenen Schopf raſiert haben. In den ärmeren Vierteln, wo der Zudrang be-

ſonders groß iſt, dient die offene Straße als Werkſtätte für alle möglichen Verrichtungen. Dort ſitzt eine Reihe bejahrter Araber mit Schröpfköpfen auf dem Rücken, um ſich das „überflüſſige Blut" abzapfen zu laſſen — denn mancher wähnt noch heute, er würde ewigem Siechtum verfallen, wenn er ſich nicht wenigſtens einmal im Jahr des „faulen Blutes" entledige. Unterdeſſen wird in den Häuſern der Empfangsraum feſtlich gerichtet, auch der Eßſaal muß für das morgige Frühmahl bereitet werden. So vergeht mit Vorbereitungen, in gehobener Stimmung, ein gutes Stück der Nacht, und erſt die frühen Morgenſtunden ſehen die lebhaften Straßen ſich leeren und Stambul zur Ruhe kommen.

Schon früh tönt der Eſan des erſten Schawwal über die ſchlafende Stadt. Noch kriecht erſt der flüchtige Schein des aufgehenden Tagesgeſtirns über die niederen Zinnen der Theodoſianiſchen Mauerfeſte, da beginnen ſich ſchon die Gotteshäuſer zu füllen. Wer nicht im Ramaſan gelernt hat, die Nacht zum Tag und den Tag zur Nacht zu machen, der iſt frühzeitig unterwegs, um ſich einen guten Platz in der Moſchee zu ſichern. Dem Calat der Morgendämmerung folgt faſt unmittelbar der zweite Aufruf zum Calat des Feſtes. Und nun ergießt ſich die Menge der Gläubigen in die Gotteshäuſer, die nicht imſtande ſind, ihre große Zahl auch nur halbwegs zu faſſen. In prächtigem Feſtgewande nähert ſich der ehrſame Bürger, Uniformen funkeln, Turbane in allen Farben leuchten durch das halbdunkle Heiligtum.

Die Feſtpredigt dauert diesmal länger als ſonſt. Von den Dardanellen iſt eine neue Siegesnachricht eingetroffen und der Geiſtliche oben auf der reichgeſchmückten Kanzel ſpart nicht mit anerkennenden Worten für die Großtaten der mutigen

Brüder dort unten. Langſam leert ſich das Gotteshaus — ein feiner Klang hier und dort durchdringt die hohe Halle — die fromme Gemeinde opfert für das Wohl der Verwundeten. Die Straßen ſind gedrängt voll von Menſchen. Hin und her fliegt der Feſtesgruß. „Zu den Glückſeligen möget ihr gehören" — „Ja, bei Allah — ihr und wir und Mohammeds ganze Gemeinde."

In den Häuſern treffen ſich die Beſucher. Kaffee, Zuckerwerk und balſamiſche Näſchereien gehen im Kreiſe. Roſenwaſſer wird kredenzt auf ſilbertauſchierter Schale. Intimere Freunde werden auch wohl zum Feſtmahl geladen und ſchmauſen von dem Hammel, den der fromme Wirt vor kurzem dem Allmächtigen zum Opfer darbrachte. So vergeht der erſte Feſttag. Wie ein neues Jahr eilt er herauf über das bald herbſtende Land. — Beiram! Vor zwölf Monden rüſtete man ſich zum Kriege, vor zwölf Monden durchtobten die wilden Stürme der Parteileidenſchaft den Khalifenſtaat — damals glich die Hohe Pforte dem Verſammlungsſaal der Diplomaten aller Großmächte, und die Wage ſchlug bald hierhin, bald dorthin — vor zwölf Monden ging noch das Geſpenſt der Uneinigkeit durch die Reiche des Großherren, und heute — ein einiges Volk, ſoweit die türkiſche, die arabiſche, ja vielleicht die Perſerzunge redet — Brüder alle Moſlemin, die ihr Blut freudig hergeben für Allah und die großen Ziele ſeines Geſandten. Und wie hat ſich dies Volk bewährt? Tapfer bis zum Äußerſten, ſelbſt von den Feinden anerkannt und beſtaunt — kriegeriſch wie zu Zeiten des zweiten Mohammeds — weiß es in äußerer und innerer Stärke den angeſtammten Beſitz auf Kleinaſiens Boden und das letzte, koſtbarſte Gut an Europas alternden Geſtaden ſich zu eigen zu halten. — —

An den ſüßen Waſſern Aſiens und Europas aber ſingt die Fiedel — rauſcht froher ſüßer Geſang über die abendlichen Fluten. Die Türkinnen feiern ihr Feſt. — Stambul lebt — lebt wie in friedvoller Zeit.

* * *

Über die Fahrſtraße, die zur Zitadelle von Bruſſa führt, ſchiebt ſich eine ſchweigende Volksmenge. Ernſt faſt, möchte man ſagen, ſind die Geſichter. Neugier prägt ſich auf manchen Zügen, doch gemeſſen, als ob niemand ſie ſehen, ſie ahnen dürfte. Von unten, über den anſteigenden Weg, dringt tiefer, dumpfer Klang. Näher und näher kommen die Schallwellen. Schaurig ſingt die Da'ul. Jetzt iſt ſie heran. Klagend geht ihr Lied — ſie ſingt eines Menſchen Werdegang — ſie ſingt eines Menſchen Todesſang. Not, Not, ſchrecklichſte Not. Ein trauriger Zug — man führt den Verräter zur Richtſtatt. Voran Militär, in der Mitte der Deliquent, den katholiſchen Geiſtlichen neben ſich, und abermals Militär. In weißer Büßertracht ſchreitet der Verurteilte dahin. Seine zitternden Finger fahren oftmals über die angſtvollen Augen, als wollten ſie dort etwas verwiſchen. Dann beugt ſich der Geiſtliche zu ihm und beut ihm den Gekreuzigten zum Kuſſe. Unter dem Volk geht ein Flüſtern — „ein Grieche!" — Tod — Tod — Tod — Tod ſingt die Da'ul. — — —

Dort wo die alten Mauern Theodor Laskaris bröckeln, erhebt ſich der Galgen, ein einfacher Dreibaum, an der Spitze mit dicken Stricken zuſammengehalten. Man iſt am Ziel.

Des zitternden Menſchleins glaſige Augen blicken ſtier in den blühenden Tag. Sie vermögen die Herrlichkeit nicht mehr zu faſſen, nicht Abſchied zu nehmen vom Leben. Der Geiſtliche

flüstert Gebete — mechanisch formen die Lippen des Verurteilten die Worte nach. — Starke Fäuste greifen zu. — Wenige Minuten später sinkt der Kopf des Gerichteten zur Seite.

Die Menge strömt heran, um das Urteil zu lesen. „Onofrio — des Hochverrates schuldig" — — — Weiter kommen die Nächststehenden nicht, die Wachen treten dazwischen. Doch man ist auch so zufrieden, und eifrig schwatzend und gestikulierend zerteilt sich die Masse.

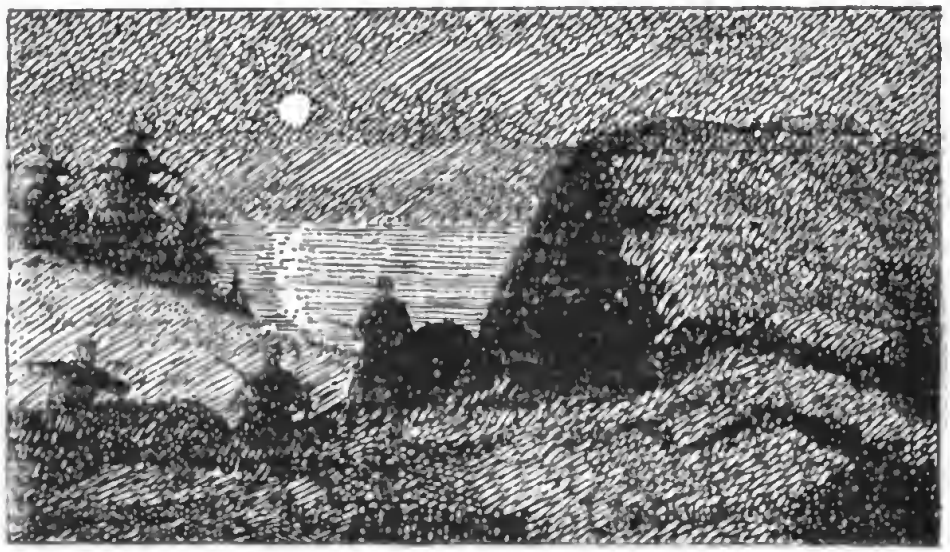
* * *

In der Abenddämmerung läuft bei Mudania ein englisches Unterseeboot, das einer grünen Lichtscheibe mit schwarzem Kegel nach, auf ein schaukelndes Fährboot zuhält, in die ausgespannten Drahtnetze und hakt sich mit dem Steven so fest in die Maschen, daß an ein Entkommen nicht zu denken ist. Die ganze Besatzung mußt sich der bereitstehenden Küstenwache gefangen geben. Dem Kommandanten aber liest man das Urteil jenes Sünders, den man dort oben bei den alten Mauern gerichtet hat, in seiner ganzen Ausführlichkeit vor, und ein kleiner grüner Stander mit schwarzem Kegel liegt neben dem Offizier, der ihm den Degen abnimmt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Geschichte noch einer andern Verräterei durchläuft um dieselbe Zeit die Hauptstadt. Die jungtürkische Partei „Einheit und Fortschritt" sollte von den Verschwörern gestürzt und damit der bestehenden Regierung ein empfindlicher Schlag zugefügt werden. Ein Eingeweihter, Midhat Effendi, hatte den ganzen Plan aufgedeckt. Die Verschwörer waren nicht zu fassen. In London, in Paris, in Konstanza, Saloniki und

Rom hatten ſie ihre geheimen Schlupfwinkel. Ein Espagnole, der kürzlich aus Stambul entwichen war, ſollte die Mine zum ſpringen bringen. „Enrico", wurde er in den Geheimpapieren genannt, die man nahe der ruſſiſchen Botſchaft, in Pera fand. Prinz Sabaheddin, Venizelos und Scheriff Paſcha waren ſeine Parteigänger.



## Elftes Kapitel.

Um die Wende des Julimondes rüſtete ſich Rahmi zur Abreiſe. Ihm war vom Kriegsminiſterium der ehrenvolle Auftrag zugekommen, dem Oberbefehlshaber in Erſerum als Adjutant zur Seite zu ſtehen, und da er gut Armeniſch ſprach, auch von Jugend her den Pontus und das wilde Kaukaſusland kannte, ſah er mit Freuden ſeiner neuen Beſtimmung entgegen. Noch in letzter Stunde hatte er einen Begleiter gefunden. Vor wenigen Wochen war der junge Abd-Allah ben Sſadak, ein Sohn ſeines väterlichen Freundes, von der Züricher Hochſchule, wo er ſeinen mediziniſchen Studien obgelegen hatte, als fertiger „Doktor" in die Heimat zurückgekehrt. Auf einem der Kriegsſchauplätze gedachte er ſeine Wiſſenſchaft in den Dienſt des Vaterlandes zu ſtellen. Es war günſtig, daß gerade Rahmi zur Front abging. Ben Sſadak, der ein allgemein geachteter Mann in Stambul war, erlangte unſchwer für ſeinen Sohn die Erlaubnis, als freiwilliger Arzt mit hinauszugehen, So

konnte er denn unter der Obhut des erfahrenen Offiziers die Reiſe nach dem Kaukaſus antreten. Lange hatte Rahmi geſchwankt, ob ſie den Waſſerweg durch den Pontus oder lieber den beſchwerlicheren Landweg einſchlagen ſollten. Schließlich mußte die größere Sicherheit der Landſtraße den Ausſchlag geben. An einem der letzten Julitage führte ſie die „Anatoliſche“ nach Angora.

In ſchwüler Nebelluft verließen ſie Haidar Paſcha, in Angora empfing ſie laſtende Kälte unter dem ſternklaren Firmament. Hier ſtand ſchon alles bereit — die Pferde waren an Ort und Stelle und zwei Sabtieh meldeten ſich zum Dienſt. Am folgenden Morgen ſollte die Reiſe weiter gehen. Ein ſpätes Telegramm befahl Rahmi über Siwas und Tokat nach Amaſſia, von wo ſpäter, in Gemeinſchaft mit dem Hauptquartier, der Vormarſch nach Erſerum angetreten werden ſollte. So war man denn gezwungen, im Tale des Kiſil Irmak den beſchwerlichen Weg nordwärts über Tokat nach der alten Königsſtadt zu ziehen. Durch Furten, über langgeſtreckte Hügelketten, auf Engpäſſen, zwiſchen Schluchten und wildem Geſtein, ſuchten die ſchmächtigen Reittiere in bewundernswerter Ausdauer ihren Weg. Man zog nicht in Eilmärſchen. Hin und wieder trafen die Reiter auf raſtende Truppen, die alle auf dem Vormarſch gegen den Kaukaſus, bald nach Trapezunt, bald nach der perſiſchen Grenze und dem Wilajet Wan, dem Schauplatz des letzten, grauſamen Armenierüberfalls, unterwegs waren. Dann gab es ein paar vergnügte Stunden im Offizierszelt. Rahmi wurde beglückwünſcht. Er ließ ſich Bericht erſtatten über Beſtimmungsort, Stärke und Geſundheitszuſtand der Truppen — und weiter ging die Reiſe. Für den Adjutanten des Oberbefehlshabers fand ſich überall eine Nachtherberge und gutes

Quartier — hundert Türen öffneten ſich, die andern vielleicht verſchloſſen blieben. Abd-Allah genoß die Annehmlichkeiten, zu denen das Anſehen ſeines Begleiters führte, reſtlos mit und wußte ſie voll zu würdigen.

Am elften Tage kam man in Siwas an. In ſtrömendem Regen hielt die kleine Schar an einem Sonntagabend über die ſchwankende Kiſil-Irmak Brücke ihren Einzug in die alte Stadt. Die Straßen waren aufgeweicht von dem reichlichen Naß und glichen eher Moräſten, denn Verkehrswegen.

Das Leben in Siwas iſt für gewöhnlich tot und ſeine faſt 65000 Einwohner nähren ſich ſchlecht und recht vom Handwerk und Kleinhandel wie in einem mittelalterlichen deutſchen Landort. Jetzt allerdings lag eine ſtarke Garniſon in der Stadt, und unaufhörlich kamen neue Truppen, die Quartier beanſpruchten, da mußte denn Siwas erwachen aus ſeinem vielhundertjährigen Traum. Einſt, ja einſt, war es anders geweſen. Im vierzehnten Jahrhundert galt Siwas als einer der wichtigſten Brennpunkte des Handels in Kleinaſien. Damals zählte ſeine Bevölkerung 100000 Seelen, und von Mittelaſien, von Indien, durch Perſien und Meſopotamien, kamen die Karawanen hierher, um weiter auf bekannten Straßen den Weg zum Pontus oder Mittelmeer anzutreten. Dann fuhren Tamerlans Mongolenhorden mit Feuer und Schwert über die blühenden Städte des jungen Osmanenreiches. Zwanzig Ellen hohe Mauern ſchützten die Stadt, und eine heldenmütige Beſatzung verteidigte ihren Beſitz. Aber Timur untergrub die gewaltigen Schutzfeſten, legte Feuer an die Holzſtützen der Minengänge und drang durch weite Breſchen in das ſtolze Siwas. Tauſend Kinder mit Koranen in den Händen nahten dem Sieger um Gnade flehend, doch Timur ließ ſie von den Pferden ſeiner Reiter zerſtampfen.

Erthogrul, der letzte Sultanssohn, fiel selbst in die Gefangenschaft des fürchterlichen Mongolenfürsten — und der Henker war sein Schicksal. Verwüstet, zerstört, geknechtet lag Siwas unter der Mongolenknute. Von diesem Schlage hat es sich nie wieder erholt.

Von weitem bietet Siwas den Anblick eines schmucken Bergstädtchens. Zwischen wellenförmigen Kuppen schauen die kleinen Fachwerkhäuschen mit den vielen Fenstern und den weißgetünchten Aufbauten malerisch über das grünwogende Hochland. Hinter ihnen verstecken sich die braunfarbenen Lehmhütten der armen Armenierbevölkerung wie hinter einem schönen leuchtenden Schirm und werden völlig überdacht von den ragenden Kunstbauten der Regierungskioske, die in jüngster Zeit hier entstanden. Allüberall Ruinen aus großen, längst vergangenen Tagen. Die Seldschukenfürsten haben der Stadt die Zeichen ihrer Kultur mit unauslöschlichem Stempel aufgedrückt. Nach sieben Jahrhunderten noch funkeln die Fayencen der prächtigen Gök-Medresseh (Theologieschule) in demselben satten Kobaltblau wie zur Zeit der Erbauung, und die Ritter des dritten Kreuzzuges mögen schon die ragenden Kapitäle, und blauenden, zierlichen Minaretts bewundert haben, die noch heute das Auge entzücken. Jetzt steht auch Siwas unter der Einwirkung des Krieges. Vor den Schulen und altertümlichen Palästen klingen die schweren Schritte der Wachen — Linientruppen, Fuhrparks, Geschütze, Munitionstransporte auf allen Wegen, von denen die hauptsächlichsten in kurzer Zeit gut und gangbar hergerichtet sind. Die Cafés, sonst nur im Winter besucht, wenn die schwere Feldarbeit getan, und die Ernte unter Dach und Fach gebracht ist, sind gedrängt voll. Fröhliches Lachen, Scherzen, auch manch heimatliches Lied, ob vom hohen

Taurus, ob aus dem heißen Sandmeer Arabiens, ob von des Bosporus Geſtaden, wer möchte es ſagen, klingt ſchwer und tragend durch die würzige Tabaksluft.

Die Stadt iſt Hauptetappenort. Von hier führt die ſchnellſte Verbindung nach Erſinghan und Erſerum, das ſchon im Operationsgebiet liegt. Poſt auf Poſt knirſcht und ſtampft über die ſonſt ſo ruhigen Straßen. Die Sabtieh reiten mit ſchußbereitem Karabiner neben der roten Halbmondfahne, die ſtolz aus dem Zeltdach jeder Araba im Zugwinde knattert. In den zahlloſen Telegraphendrähten ſummt und brummt der unaufhörlich fallende Regen und ſein Raunen klingt wie endloſe Botſchaft, die hin und her — hin und her durch die feinen Kupferdrähte huſcht.

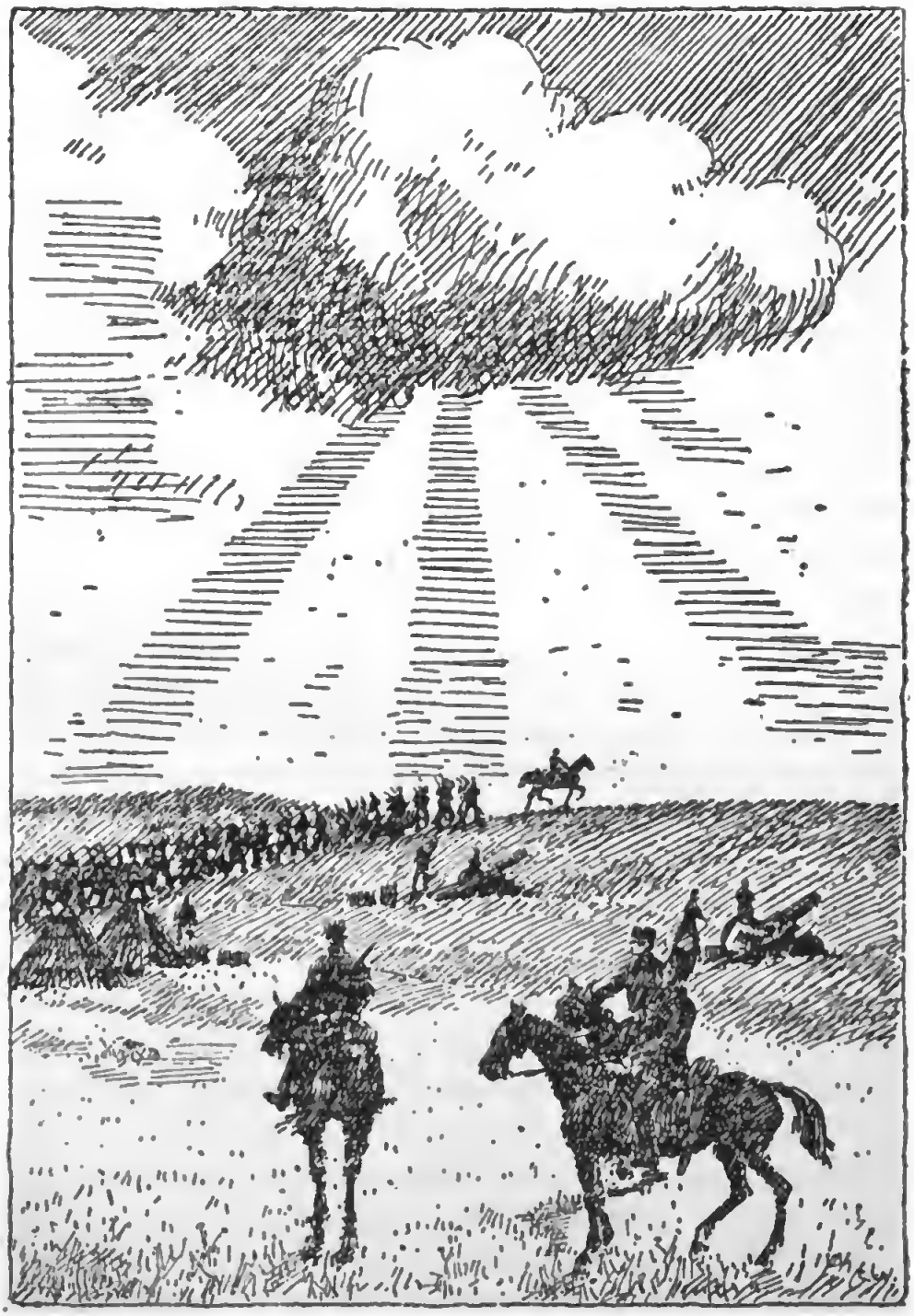
Der Kommandant empfing die beiden Offiziere auf das liebenswürdigſte. „Meine Herren, ich kann ſie leider nicht lange hier bewirten — der General wünſcht ſeinen Adjutanten in ſpäteſtens ſiebzig Stunden zur Stelle.“ Das war eine ſchwere Aufgabe für die ermatteten Reiter. Todmüde kam man an, und nun blieben kaum wenige Stunden zur Raſt. Doch der türkiſche Offizier kennt keine Ermüdung, wenn das unabwendbare „Muß“ befiehlt. Rahmi wollte nur den ſchwächeren Freund zurücklaſſen, aber auch Abd-Allah wies das Anerbieten weit zurück. Gemeinſchaftliche Strapazen zu überſtehen iſt immer leichter, als allein, meinte er und verſprach, zur feſtgeſetzten Stunde bereit zu ſein.

Im Morgengrauen des nächſten Tages verließ die kleine Karawane die noch ſchlummernde Stadt. Zwei neue, wegkundige Sabtieh ritten an der Spitze. Als man die Vorpoſten paſſierte, brannten noch die Lagerfeuer. Ringsherum auf Hügeln und Höhen drängten ſich braune Geſtalten an die

wärmende Glut — weit in der Ferne glomm hier und da ein winziges Licht durch den heraufziehenden Tag — bis an die Bergesränder hatte die Stadt ihre Fühler vorgestreckt, um frühzeitig das Nahen eines Feindes zu künden. „Sind wir denn hier schon in der Gefahrzone?" wandte sich Abd-Allah, den die ausgesprochenen Vorsichtsmaßregeln überraschten, an Rahmi, „ich denke, daß noch kein Russe über Id hinaus den Fuß auf türkischen Boden gesetzt hat?" „Gewiß nicht," entgegnete der Angeredete — „unsere Truppen haben vielmehr in letzter Zeit den Angriff erfolgreich über die Grenzen des heiligen Moskowiterreiches hinausgetragen. Doch der vielgepriesene rollende Rubel beginnt schon hier seine Rolle zu spielen. Verräterei lauert im Rücken, lauert in der Flanke. Die nächtlichen Überfälle der Armenier und Nestorianer in Zaitun und Wan haben uns sehend gemacht. Der russische Generalkonsul in Erserum hat nicht umsonst sein Gold über die Hochlande Armeniens gestreut. Das Stammland der Indogermanen ist heute eins der gefährlichsten Gebiete im Kampf gegen das übermächtig anwachsende Slawentum geworden. Dort stehen unsere Heere faktisch wie in einem Hexenkessel, und ich bin sicher, eine Schlappe an der Front, würde den Rückzug durch Feindesland bedeuten. Deshalb halten wir hier starke Truppenmassen und schieben sie nächtlich gegen die armenischen Gebiete immer mehr vor. Sie sollen weniger zur Verstärkung der eigenen Kampflinien, denn zur Rückendeckung unserer Heere dienen. Mehr denn je stehen wir hier heute auf fremdem Boden. Nur eine starke Türkei, die der Russen siegreich Herr wird, vermag jetzt noch die Grenzprovinzen dem Szepter des Padischah zu erhalten. Viel zu lange haben wir uns der vermeintlichen Macht der russischen Nachbarn gebeugt. Die Städte und Dörfer, die wir durchziehen,

und die abgeſchnitten von jeder Verbindung, wie kleine unbedeutende Landplätzchen, ohne Unternehmungsluſt, ohne heranwachſenden Gewerbefleiß, ihr Leben friſten, könnten heute blühen und gedeihen, wenn Bahnen zum Meere führten, wenn gute Straßen an Stelle der mühſeligen Kamelpfade das Land durchzögen. Ein fruchtbarer Garten zwiſchen zwei Meeren gelegen, erſtirbt, weil es dem herrſchſüchtigen Nachbarn gefällt. Deutſche und belgiſche Unternehmungen hatten den Bahnbau geplant, und immer wußte Rußland, oder ſein neuer Verbündeter England, in letzter Stunde einen Riegel vorzuſchieben. In Stambul hat man zu lange geſchwankt. Das Alttürkentum war reif zum Fall und glaube mir, erſt die junge Türkei wird erreichen, was der alten für immer verſperrt bleiben mußte. Unter dem neuen Regime iſt der alte ‚kranke Mann' geſtorben, und ein neuer, lebensfähiger, das Jungtürkentum im Bunde mit Deutſchland und Öſterreich, iſt an ſeine Stelle getreten. Was die Zukunft bringt, kann man nur ahnen — aber eins iſt ohne Frage, gelingt es uns, vereint mit unſeren Verbündeten, die gemeinſchaftlichen Feinde endgültig aufs Haupt zu ſchlagen, ſo wird auch für ganz Kleinaſien eine neue Zeit der Blüte anbrechen, und von Trapezunt bis hinab gen Tarſus wird das alte Anatolien auferſtehen, in neuer Friſche und in neuem Geiſte." Rahmi hatte überzeugt und mit Wärme geſprochen. Vorne ſangen die Sabtieh ihre elegiſchen Weiſen zu dem klappenden Hufſtritt der Pferde. So zog man durch die jungfriſche Morgenluft Tokat entgegen.

Die Straße war trotz der frühen Stunde ſchon recht belebt. Aus den umliegenden Dörfern ſchob ſich die lange Reihe der Bauernkarren auf der uralten Karawanenſtraße gen Siwas. Militär war wenig unterwegs — nur hin und wieder begegneten



die Reiter wohl einer Ordonnanz, die in ſcharfem Trabe einem der vorgeſchobenen Lager zueilte, oder ein Zug Pioniere, mit Wegearbeiten beſchäftigt, war am Werk und ließ Hacken und Spaten durch die morgendliche Stille erklingen.

Als die Sonne emporſtieg, mehrte ſich auch das Leben auf der Landſtraße. Häufiger denn ſonſt trotteten die langen Wagenzüge vorbei. Die ſchnell ſich ſteigernde Hitze ermüdete die ſchwerfälligen Zugtiere und ließ ſie nur langſam vorwärts kommen. An jedem Waſſertümpel, an jedem noch ſo waſſerarmen Schlammbecken bot ſich ein ſonderbares Bild. Dort hielt Zug um Zug, und die plumpen Büffel wühlten ſich mit Wohlgefallen in das ſchlammige Naß, das ihnen häufig bis zum Kopf reichte. Neugeſtärkt, über und über mit klebrigem Schlamm bedeckt, zogen ſie dann gemächlich ihres Weges weiter, bis eine neue Furt, oder ein neues Rinnſal, ſie wiederum erfriſchte. Die Bauern aber wurden nicht müde, ihnen dies Labſal immer und immer wieder zu gewähren, und wie nirgends ſo deutlich ſah man hier, daß im Orient die Zeit noch nicht zu Geld wurde.

Der bleiche Mond ſtand ſchon hoch am Himmel, als die letzten Hügelrücken vor Tokat ſich unter den Hufen der ermatteten Araber ſtreckten. Die Sabtieh hingen nur noch auf ihren Roſſen und es bedurfte ab und zu des energiſchen Zurufes Rahmis, um ſie aus ihren Träumerein aufzuſchrecken. Hell, faſt wie am Tage, im Milchglanz der weißen Mondſcheibe, lag der Weg vor ihnen. Zackige Fichtenſtämme warfen ihre langen, ſchmalen Schatten über die ſtille Straße, nahe im Norden hoben ſich die gigantiſchen Umriſſe dunkelbewaldeter Berghöhen, aus den von magiſcher Lichtfülle überſchütteten Tiefen. Jetzt bogen die Reiter in eine enge Schlucht. Abſchüſſig dehnte ſich der Weg — ein dichtes Blätterdach wölbte ſich über ihren Häuptern, ſo

daß die Lichtſtrahlen nur mäßig hindurchfielen. Über dem Boden ſpielten helle Reflexe, wie in einem Garten ritt man dahin. Irgendwoher klang noch der klatſchende Ton eines im Strudel ſich drehenden Mühlenrades. Man mußte in der Nähe menſchlicher Siedelungen ſein. Nun wurden auch die ſchillernden Fluten eines Flüßchens ſichtbar, in dem ſich der milde Vollmond zu baden ſchien. Häuſer ſchloſſen ſich an Häuſer zu beiden Seiten des Weges. Über maſſiger Klippe, die wild zerriſſen zum Fluſſe vorſpringt, fiel der Schein auf alte gigantiſche Bauten, deren ſcharf in die Helle tauchende Mauern wie wachend über dem ſchlafenden Städtchen zu thronen ſchienen. Hier war es, wo Mohammed I. den Scharen Timurs den letzten Widerſtand entgegenſetzte und von wo er die Neueroberung des Reiches begann. Hier ſtand die Wiege des zweiten, des neuen Türkenreiches. Man war in Tokat. — — —

Zwei Tage ſpäter trafen die Reiter in Amaſſia ein. Die achtundſechzigſte Stunde ſeit ihre Abreiſe von Siwas war angebrochen, als ſie die gelbliche Strömung des Jeſchil-Irmak unter ſich donnern hörten. Ein herrliches Bild zeigt die alte Hauptſtadt des pontiſchen Reiches dem nahenden Fremdling. Auf fruchtbarer Talſohle, umſchloſſen von mächtigen Höhenzügen, durch die der Fluß ſein ſpiegelndes Bett gräbt, gleicht der ehemalige Königsſitz mit ſeinen Kuppeln und Türmchen, mit ſeinen ſchneeigen Häuschen und den klappernden Schöpfrädern über den leicht ſich kräuſelnden Wellen, dem Rieſenſpielzeug, das eine Titanenhand in dieſe geſegnete Schlucht geſetzt hat. — — —

Am Fuße der Königsgräber, die in den harten Fels gehauen, den Burgberg hinanſtreben, lag das Hauptquartier. In einer niedlichen Fachwerksbehauſung, deren zahlreiche Fenſter im

auffallenden Sonnenſchein wie Heliographenſpiegel zuckten und blitzten, wohnte der Kommandierende. In der Nachbarſchaft hatte der Stab ſich eingerichtet. Herrſchende Unruhe auf Weg und Steg deutete auf die nahe Abreiſe des Generals. Tags zuvor war ein großer Barackenbau für Leichtverwundete hier eingeweiht worden. Verpflegungsdepots und Feldpoſtſtationen waren wie aus dem Erdboden gewachſen. Der Kommandierende tat ganze Arbeit. Wie Siwas auf dem Landwege von Angora nach Erſerum ſeine beſondere Bedeutung hatte, ſo galt Amaſſia als hervorragender Etappenort für den Nachſchub zu Waſſer über Samſum. Ohne Frage wollte der hohe Militär ſich auch die Verbindung durch den Pontus aufrechterhalten.

Der General, ein breitſchultriger, martialiſch blickender Herr, in den beſten Mannesjahren, deſſen langer, ſchwarzer Schnurrbart an den Spitzen kühn in die Höhe gewirbelt war, empfing ſeinen neuen Adjutanten mit freundlichem Handſchlag. „Das iſt der Krieg!“ ſagte er, und ſchaute ermunternd in die abgeſpannten Züge des vor ihm Stehenden. „Sie haben Ihre Aufgabe vorzüglich gelöſt, Herr Hauptmann — ich beglückwünſche Sie. Vorläufig mögen Sie ſich ein paar Stunden der Ruhe gönnen. — Doch nein, einen Augenblick“ — er hielt den ſchon Abtretenden zurück. „Sagen Sie, wie fanden Sie Siwas — wie ſteht die Verpflegung in Tokat — treffen die Proviantkolonnen rechtzeitig ein — ſind Umtriebe unter der ſeßhaften Bevölkerung bemerkt worden?“ Fragen auf Fragen. — Rahmi war gut unterrichtet. „Ich danke Ihnen — meine Adjutanten müſſen alles wiſſen — halten Sie die Augen offen und den Mund geſchloſſen. Nur ich, verſtehen Sie Herr Hauptmann, nur ich bin der Vertraute Ihrer Berichte — nichts Schriftliches,

mündlich zu jeder Stunde, zu jeder Minute. Alles ist wichtig — nichts darf übersehen werden." So sprach der Gestrenge. Die Stunden waren verflogen. An Schlaf war nicht zu denken. Der Aufbruch stand unmittelbar bevor. „Ruhen Sie im Kraftwagen", hörte der enteilende Rahmi seinen Kommandeur noch rufen. Dann flog ein Fenster zu — ein paar Redifs hoben schwere Gepäckstücke in die bereitstehenden Automobile, die knatternd und zitternd, wie edles Vollblut, ihrer Herren harrten. Rahmi hatte Abd-Allah aufgesucht, der gemächlich zwischen zwei Heubündeln schlief „Wir müssen weiter", rief er ihn an. Mit kräftigem Schütteln brachte er den fast Willenlosen auf die Beine. Zehn Minuten später jagten die schnellen Hundertpferder über die gut gepflegten Landstraßen des Sandschaks Amassia, Erzerum entgegen. — — —

* * *

Acht Tage war man nun bereits in der großen Lagerfeste mitten im armenischen Hochlande und noch hatte sich nichts von Bedeutung ereignet. Den jungen Arzt hatte es in die Gefechtslinie getrieben. Bei Kara Urgan wurden neue Feldlazarette angelegt. Hier erwartete man den Ansturm des Feindes, der von Sarikamisch gegen die Grenze vorrückte. Abd-Allah war mit Leib und Seele bei der Sache. Er brannte darauf, den Krieg aus nächster Nähe zu sehen. Doch nichts rührte sich. Die Russen hatten offenbar zu gute Nachricht von den starken türkischen Kräften, die von Olty hinunter bis Alasgird und Kara Kilissa in starken Stellungen lagen.

Rahmi war in ständiger Telephonverbindung mit dem Freunde, und jeden Abend, wenn der Draht ein paar Minuten frei ward, klang derselbe stereotype Satz an sein Ohr: „Nichts

Neues.“ Die ſchweren Kämpfe bei Olty und Sarikamiſch hatten das Ruſſenheer entſchieden ſo ſehr geſchwächt, daß es im Augenblick an keine Offenſive denken konnte und mit Geduld auf die Öffnung der großen Reſervedepots in Kars wartete, aus denen wie es hieß, eine ganz neue Armee den Feind vom letzten Fuß ruſſiſchen Bodens vertreiben werde.

Tag für Tag warteten die Verteidiger auf den Feind und er kam nicht. Für die türkiſchen Soldaten bedeutete das eine harte Geduldsprobe. Der tapfere Anatolier ſtürmt lieber, als daß er im kalten Berggelände müßig herumliegt. Oft ging Abd-Allah in die Gräben. Er hatte hier und da Bekanntſchaft geſchloſſen und fand Befriedigung in dem friſchen, ungebundenen Leben der Truppen und ihrer Führer. Sein erſter Blick galt ſtets dem Geländeſpiegel — aber der änderte ſein Bild nicht — kein Ruſſe ſtand im Tal oder auf den angrenzenden Höhen.

Am fünfzehnten Tage kam Rahmi. Von Bordus her waren ſtarke Infanteriekolonnen im Anmarſch auf Sanamer gemeldet worden. Da ſollte das Tal ſeine Belaſtungsprobe beſtehen. Gelang es den Ruſſen hier durchzubrechen, ſo lag der Weg nach Koroſan und damit auf türkiſches Gebiet offen. Der Kommandant hatte ſeinen Adjutanten geſchickt, um den im anliegenden Gelände lagernden Reſervetruppen den Befehl zu übermitteln, möglichſt nahe in Alarmſtellung gegen das bedrohte Tal vorzurücken. Zum erſten Male ſah Rahmi hier eine mit allen neuzeitlichen Mitteln ausgebaute Talſperre. — Graben auf Graben zieht ſich durch das wieſige Unterland — bald eiſenbetoniert, bald aus Erde mit Steinen und Holz aufgebaut. Sie alle ſind für ſtehende Schützen eingerichtet, und die kleinen ſchwarzen Mündungen unter der Bruſtwehr überſchauen das ganze Vorland. Über mannshoch ſind die Lauf-

gräben, die in großen, zackigen Linien zu den Alarmplätzen der Truppen führen. Die meiſten ſind maskiert, mit Geſtrüpp, mit Raſenziegeln, je nachdem die Natur der nächſten Umgebung es erfordert. Bis an die Bergſeiten laufen die tiefen Mulden — ſpringen dann vor, klettern hinauf in den zackigen Fels. Wie rieſige Schwalbenneſter kleben ſie an den ſteilen ſteinigen Hängen. Stufe auf Stufe ſchieben ſie ſich hinauf — immer höher, höher, und auf jeder Stufe ſteht ein Scharfſchütze. Revolverkanonen, Maſchinengewehre, ſitzen hier oben im feſten Boden wie eingewurzelt. Splitterſicher ſind die Unterſtände und Beobachtungspoſten gedeckt. Da iſt kein Winkel auf der tiefen, breiten Talſohle, der von hier nicht beſtrichen werden könnte. Auf der andern Seite das gleiche Bild — eine ideale Anlage für konzentriſches Maſſenfeuer. Nur die großen Geſchütze fehlen — die hat man hoch in den Bergen eingebettet. Sie werden das erſte Wort ſprechen. Die Artillerie hat ſchier Unglaubliches geleiſtet. — Hundert Mann und mehr haben ſich vor die ſchweren Feuerrohre geſpannt und ſie über enge Geröllpfade, auf denen der Stein unter den gleitenden Füßen jeden Augenblick wegzurollen droht, auf die Kuppen geſchleppt. In der Vorſtellung blinken ein paar Drahtverhaue. Dort liegen die Wolfsgruben und Minenfelder, die den breiten Straßenzug verriegeln.

Am nächſten Morgen ziehen die Ruſſenſcharen heran. In der Frühe ſind ſie übers Gebirge gekommen. Noch ſieht man nur vereinzelte Vorpoſten, die wie kleine, braune Punkte am zerriſſenen Grat kleben. Allmählich werden es mehr und mehr. Die Heliographen blitzen lange Strahlenbündel hierhin und dorthin. Patrouillen kommen zurück und melden den Anmarſch ſtarker Infanteriemaſſen auf der geſperrten Straße. Die

kleinen Punkte dort drüben verſchwinden — tauchen in der Flanke wieder auf — ſcheinen bald auf dieſem, bald auf jenem Maſſiv den günſtigſten Weg zu ſuchen. Will der Feind das Tal umgehen? Doch nein — jetzt werden lange Züge ruſſiſchen Fußvolkes ſichtbar, die ſich im Sturmlauf den erſten Verhauen nähern. Nun ſind ſie auf dem Minenfeld. Aber kein Befehl zur Sprengung ertönt. Ihre ſtarken Klappſcheren beißen ſich in den harten Draht. Da pfeift die erſte Salve in ſie hinein. Infanteriefeuer. Von allen Seiten ziſchen die kleinen Geſchoſſe gegen den mühſam ſich vorarbeitenden Feind — ſchrillen im Draht, zerklingen am Stein — fahren in haſtendes pulſendes Leben. Viele ſinken hin, die blutenden Hände von den Stacheln zerfleiſcht, noch im letzten Moment gegen die Todesſaat kehrend. Die Haufen wölben ſich — wer einmal in dies Labyrinth eingedrungen iſt, für den gibt es kein Zurück — ohnmächtig fällt er dem Schickſal anheim. —

Die kleine Kolonne iſt faſt aufgerieben. Der Feind treibt neue Truppen vor. Nun greifen die Maſchinengewehre ein. Von oben, von unten — aus der Tiefe — von den Höhen. — Wenige Minuten nur ſchnarrt das Uhrwerk — dann flutet ein ſpärlicher Haufe zurück in die ſchützenden Wälder.

So vergeht der Tag. Die Ruſſen wagen keinen neuen Angriff. Die türkiſchen Befeſtigungen haben nur wenig gelitten. In der Nacht werden die zerſchnittenen Drahthinderniſſe durch ſchnell gezimmerte ſpaniſche Reiter erſetzt. An den Bergrändern aber ziehen kleine helle Sternchen, höher immer höher, bis ſie plötzlich erlöſchen. Es ſind die Wachen, die gegen den nahenden Feind vorgeſchoben werden.

Auf der breiten Militärſtraße, die von der ruſſiſchen Feſtung Kars nach Sarykamyſch führt, donnern die Feldhaubitzen durch

die nächtliche Stille. Fluchen und Scheltworte werden laut. Die Offiziere treiben zur Eile — die Kanoniere ſchlagen wie wild auf die Zugpferde, ſo daß ſie hoch aufbäumen und in langen Sprüngen gehetzt, über das harte Pflaſter ſpringen. Koſaken galoppieren vorbei. Munitionswagen rattern. — Noch vorm ſteigenden Licht gilt es die Geſchütze in Stellung zu bringen. Der ruſſiſche Oberbefehlshaber hat nicht mit dem ſtarken Widerſtande der Türken gerechnet — jetzt heißt es die Befeſtigungen niederkämpfen, oder das Ausfallstor für immer verloren geben.

Als die Sonne über die Bergrücken kriecht, fallen ihre Strahlen auf die erſten braunen Lafetten, die man dort oben ins Geſtein wühlt. Die türkiſchen Patrouillen haben leichten Dienſt, der Feind arbeitet ganz offen, er ahnt wohl nicht, daß über der Talſperre ſchwere Stücke ſtehen, die ohne viel Mühe das Werk da drüben ſtören, wenn nicht vernichten könnten. Der Tag vergeht — die Ruſſen greifen nicht an, und wieder kommt der Abend und die kalte Nacht.

Auf der Strecke nach Sarykamyſch poltern unaufhörlich die langen Eiſenbahnzüge. Deutlich hören es die Wachen durch den ſchweigenden Bergwald. Von Tiflis, von Alexandropol, von Eriwan zieht der Feind ſeine Streitkräfte zuſammen. Ein gut ausgebauter Stahlweg gibt ihm alle Möglichkeiten einer ſchnellen und nachdrücklichen Truppenkonzentration. Den Türken dagegen ſtehen nur die Landſtraßen zur Verfügung, die zwar in Eile mit außerordentlichem Geſchick ausgebaut, dennoch nicht die Hälfte der Leiſtungsfähigkeit eines ſtrategiſch günſtig liegenden Schienennetzes aufzuwiegen vermögen.

---

Mit den erſten Purpurſtrahlen, die ſich roſig über Hänge und Halden ſchieben, ziehen die dumpfen Orgeltöne der Geſchütze

über das ſchlafende Tal. — Ein Hagel von Geſchoſſen fährt über die tiefe Mulde, bohrt ſich ein in die Drahthinderniſſe, ſchlägt in die Bruſtwehren, zerſpritzt am Fels, gräbt mannshohe Trichter ins grasbewachſene Unterland. Und in der Luft tanzen die balligen weißen Wölkchen, als wollten ſie ſich haſchen — immer mehr — immer mehr. Wenn eine verweht, ſtehen gleich vier, fünf neue an ihrer Stelle. Krach auf Krach. — Eine Eiſenflut geht nieder. Zuweilen dröhnt ein ſchwerer, ohrenbetäubender Einzelſchlag durch das chaotiſche Getöſe — dann ſauſt es und pfeift es und greint es in den Lüften, als ob der leibhaftige Satan unterwegs wäre. Unwillkürlich ducken ſich die Köpfe, beugen ſich die Rücken der tapferen Verteidiger — bis ein heller, lauter Knall das Zerſpringen des Geſchoſſes kündet.

Jetzt greift auch die türkiſche Artillerie in den Kampf ein. Mit Schrapnells ſucht ſie die gegenüberliegende Höhe ab — eins nach dem andern, Schuß auf Schuß — aber jedes muß ein Treffer ſein. Hier oben iſt die Munition mehr als koſtbar. In langer Linie klettern die Träger hinauf, die Maultiere heften ſich an die Steilwand des gerade meterbreiten Saumpfades. Wie bei einer unendlichen Kette greift Glied in Glied — ſo ſchafft man die nötige Geſchoßfracht auf die entlegenſten Gipfelfeſten. —

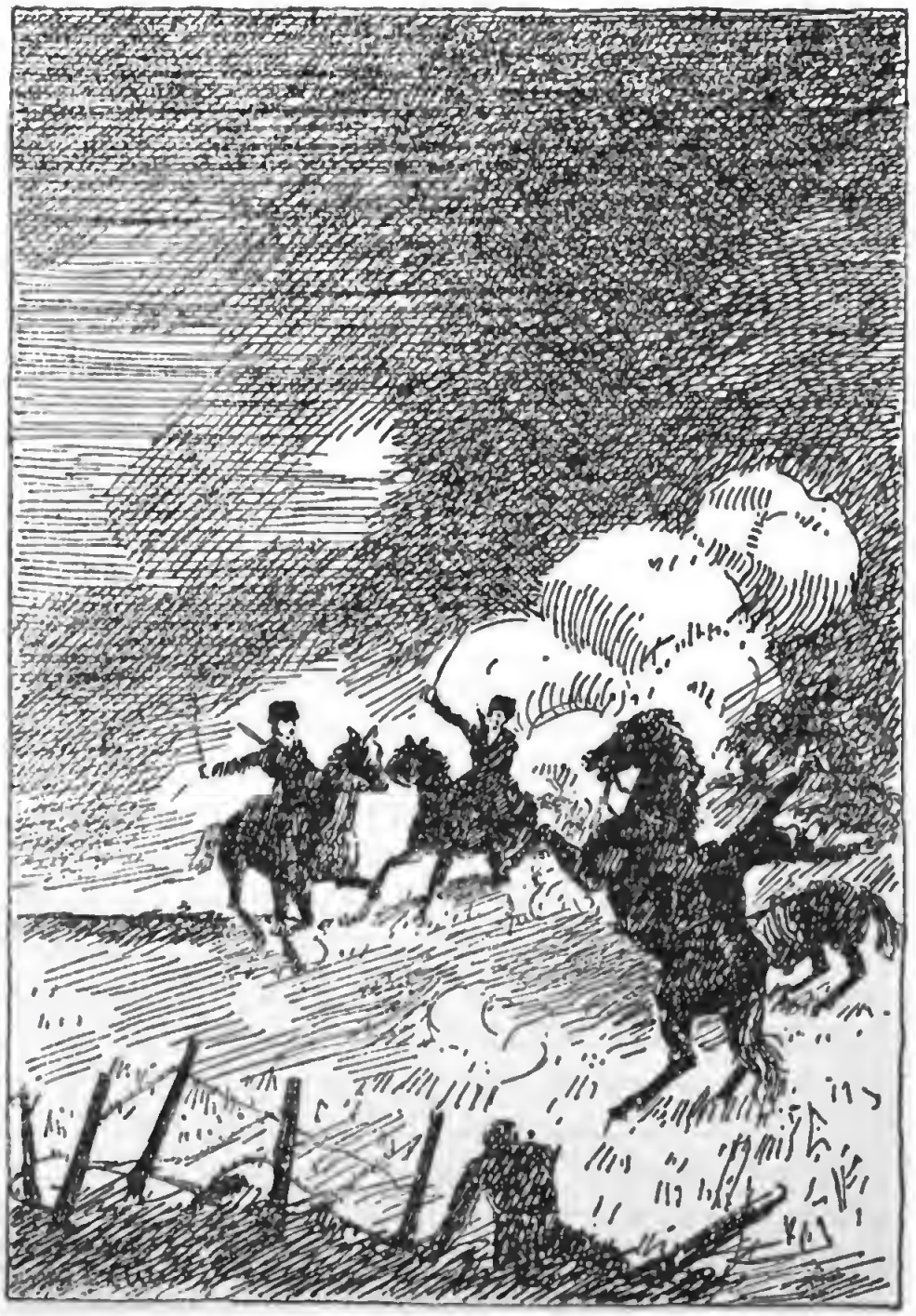
Minutenlang ſtockt das Brüllen der ruſſiſchen Feuerſchlünde — dann bricht es von neuem los — ſo furchtbar, ſo nervenzerrüttend, ſo überwältigend iſt der Donner in dieſem Talkeſſel, deſſen Wände ihn unaufhörlich in toſenden Wellen zurückbranden, daß man die Wolkenwände über ſich zerſpringen wähnt. Das Trommelfell vermag ſchon keinen Einzellaut mehr zu faſſen — ein Brummen und Summen, unendliche Schwere fällt auf das

gequälte Gehör und ſtößt in die gemarterten Hirne. Und immer wieder Zuck auf Zuck, Blitz auf Blitz. Lange Feuerſtrahlen ſchießen durch den lagernden Rauch. — Granaten zerwühlen das Erdreich der Gräben, Schrapnells platzen allüberall. Und immer noch hält das Feuer mit gleicher Stärke an. Fünf Stunden dauert nun ſchon die wahnſinnige Kanonade. Die Gräben gleichen zum Teil unermeßlichen Bodenſenkungen, zum Teil eingeebnetem Gelände, hinter dem kein Menſch mehr Schutz findet. Nur gut zwei Drittel ſind noch intakt. Die Drahtverhaue haben am ſtärkſten gelitten. Tiefe Breſchen gähnen hier und da und zeigen den Weg gegen die anrückenden Sturmkolonnen. Die türkiſchen Batterien haben eine ungünſtige Stellung. Sie vermögen das feindliche Feuer nicht wirkungsvoll genug zu erwidern. Ab und zu ſchweigt wohl eins der gegenüberliegenden Geſchütze — aber gleich ſind drei, vier andere an ſeiner Stelle. Die Ruſſen müſſen eine gewaltige Übermacht haben.

Sorgenvoll blickt der türkiſche Kommandant über das verwüſtete Gelände. Wird er mit den wenigen, die ihm hier zur Verfügung ſtehen, die wichtige Sperre halten können? An Verſtärkungen iſt nicht zu denken — ehe ſie heran wären — er wagt den Gedanken nicht zu Ende zu ſpinnen. Nur die Alarmtruppen ſtehen noch in Bereitſchaft, ſie gilt es bis zuletzt aufzuſparen.

Gelbe Fahnen winken hinüber zur Artillerie „Feuer einſtellen!“ gelbe Fahnen antworten — „Verſtanden!“. Man muß das wenige Material bis zum Äußerſten laſſen. Seltſam — faſt im gleichen Augenblick ſchweigt auch drüben der Höllenſchlund. — —

Pfeifen gellen durchs Tal, ſo ſchrill ſo ſchreiend, als klagten



UNIV. OF MICH.

ſie die Not, die furchtbare Not der klopfenden Herzen. Kommandorufe verſchlagen. Die Erwartung iſt bis aufs höchſte geſtiegen. Alle Ferngläſer richten ſich auf die eine, die gleiche Stelle, aus der der Feind hervorbrechen muß. — Und nun — ein Brüllen — ein Blöken — ein Gurgeln — Wutſchreie — Notſchreie — Rachegeheul aus tauſend und abertauſend Kehlen. — Der Sturm bricht los. —

Pechige Wolken ſtieben zum Himmel — furchtbares Getöſe erſchüttert die wankende Erde. — Die Minen ſind aufgeflogen. Sind das noch menſchliche Laute, die aus dem Chaos emporklingen? Lacht das Inferno? Das ſchwere Geſchütz auf den Höhen ſtößt und ſtampft und wirft ſeine Eiſenflut hinab auf die zuckenden, ringenden, haſtenden Menſchenleiber. — Die gelben Tellermützen drängen zurück. Klatſchende Koſakenpeitſchen treiben ſie aufs neue vor. Ihre Zahl ſcheint ins unendliche zu wachſen. Plötzlich ſind ſie in den Verhauen. Die Geſchoſſe haben gut vorgearbeitet. Die Hinderniſſe bieten den Verteidigern keinen Schutz mehr. Wohl fegt das Feuer in die auf kleinem Raum zuſammengepferchten Maſſen. — Doch was nützt ſein Toben — Hekatomben fallen und Hekatomben ſtehen wieder auf. „Sieg! — Sieg!" — Schon ſchreien es ein paar Stimmen durch die zitternde Luft — weiter und weiter wälzt ſich der Menſchenſtrom. — Das Artilleriefeuer iſt verſtummt, nur die Infanterie ſchießt noch in Salven, und die Maſchinengewehre mähen aus ihren verſteckten Stellungen. Näher und näher ſtrudelt die braune Maſſe der Angreifer.

Die Türken ſind auf die Bruſtwehren geſprungen und empfangen den Feind mit Handgranaten — grimme Wut in den glaſigen Augen, verzerrte Geſichter. — Die Bajonette dringen ein. Körper an Körper — Stöhnen und Ächzen — Todesrufe

— verzweifeltes Ringen mit äußerſter Kraft um Tod und Leben — Mann gegen Mann. Die Übermacht iſt erdrückend. Die Anatolier kennen keine Furcht vor der blanken Waffe, ſie lieben dieſe Kampfesart und ſind in ihr Meiſter. Und doch drohen ſie zu unterliegen. Stößt ein Häuflein durch und treibt den Feind vor ſich her, ſo ſchließt ſich gleich von den Seiten der Ring — und wehe denen, die nicht ſchnell genug zurückſpringen — in wenigen Minuten ſind ſie umzingelt und vernichtet.

Über das halbe Tal wogt bereits die Ruſſenflut, nur noch wenige Gräben ſind im Beſitz der Türken und auch ſie müſſen unhaltbar werden. Da entſchließt ſich der Kommandeur, die letzten Reſerven einzuſetzen. Wird es ihnen gelingen, den ſchwellenden Strom zu dämmen — bedeuten ſie nicht ein nutzloſes Opfer? Einen Augenblick ſchwankt der Offizier — doch nur einen Augenblick. Die Talſperre muß gehalten werden — der General rechnet damit.

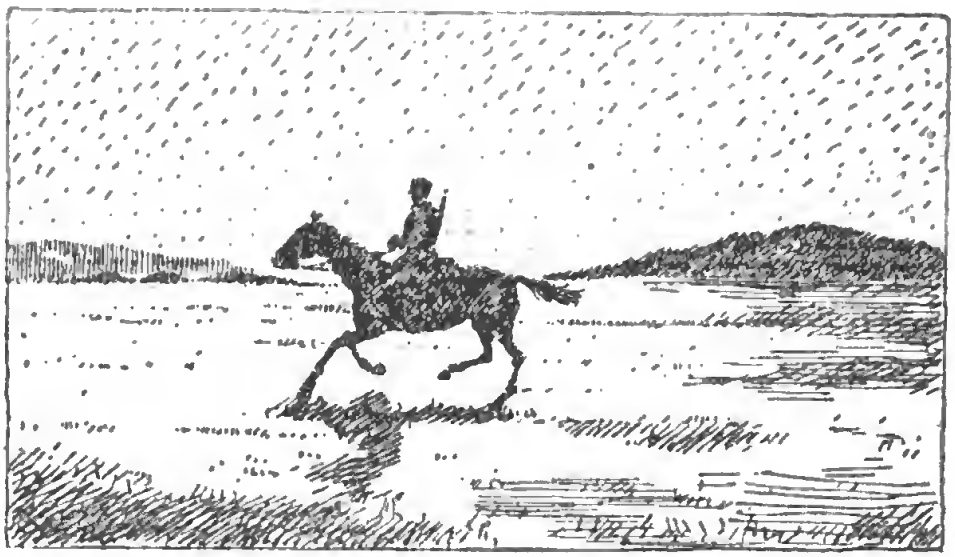
Trompetenſignale rufen zum Angriff. Lang — lang verwehen die Töne über dem Todesfeld der Mulde. Der Feind ſtutzt. Die Neuner rücken an, das Lieblingskorps Envers. Es ſind Elitetruppen. Mit fliegenden Bannern, die Regimentskapelle an der Spitze, marſchieren ſie auf, wie zu fröhlichem Feſte. Befehlsrufe tönen wider. Die Muſik ſchwenkt ab.

Singender Klang begleitet die Tapferen in die Schlacht. Dem Orkan gleicht ihr Anſturm, der alles mit ſich fortreißt. Die ſchwer bedrängten Anatolier faſſen neuen Mut. „Vorwärts mit Allah!“ Und immer noch klingt von ferne der Siegesmarſch der Neuner. Es iſt ein furchtbares Ringen. Der Feind hält ſich in den mühſam gewonnenen Stellungen mit äußerſter Anſtrengung. Um jeden Graben, um jeden Winkel Erde entſpinnt ſich ein erbitterter Kampf. Doch es geht. Mählich gewinnen

die Türken Boden. Der Raum wächſt und wächſt — ſchon flattert der Halbmond wieder mitten im Tal.

Vergebens wirft der Ruſſe immer neue Scharen in die bereits wankenden Maſſen. Vergebens überſchüttet ſeine Artillerie wieder das Gelände mit ihrem Eiſenhagel. Ein paar Schüſſe, die zu kurz gehen und in den eigenen Reihen krepieren, vermehren nur die Verwirrung. Die halb und halb verlorenen Poſten ſind nicht mehr zu halten. Panikartig fliehen die braunen Kolonnen zurück — dem Ausgang der Schlucht entgegen. Von den Höhen aber ſenden ihnen die türkiſchen Batterien den Scheidegruß. Lange noch brummen die ehernen Münder, bis auch der letzte Ruſſe verſchwunden, und das Tal wieder frei von den Feinden Allahs iſt.

Am nächſten Morgen ſuchen die Feldſtecher umſonſt nach den blinkenden Lafetten und den blitzenden Rohren oben am waldigen Felsgrat. Die Ruſſen ſind fort, mit Roß und Wagen. Nur ihre Toten und Wunden liegen noch auf dem weiten Feld und erinnern an den Kampf, der vor wenigen Stunden hier getobt hat. — Aber Tote und Wunde braucht das heilige Zarenreich nicht. — — —



## Zwölftes Kapitel.

Hauptmann Rahmi iſt wieder an der Front. Ein ehrgeiziger Generalſtäbler drunten vom Goldenen Horn hat ſeine Stelle eingenommen. Ihm kann der Wechſel nur recht ſein, iſt er doch mit Leib und Seele ſtets Linienoffizier geweſen. Der Kommandeur hat ihn ins Aufſtandsgebiet geſchickt. „Ihre Aufgabe dort iſt eine doppelte," hatte er geſagt, „Sie ſollen nicht nur ſtrafen, und wenn nötig, den Feind im Schach halten — uns liegt ebenſoſehr daran, das Land zu beruhigen. Noch iſt das Armeniertum wie ein Pfahl im Fleiſche der Türkei. Die letzten Angriffe jener Volksgenoſſen, die einſt gewohnt waren, als freie, ſelbſtändige Nation ein zwar kleines, aber eigenes Reich zu beherrſchen, haben es uns deutlich gezeigt. Rußland, Frankreich, England im Bunde gegen die Türkei — der Wert dieſer Übermacht wuchs rieſengroß in den Augen der armeniſchen Bauern, die Stambul ſchon genommen, die Engen durch das Ruſſenſchwert geöffnet wähnten. Verhetzungen traten hinzu,

der langgehegte Groll gegen eine frühere, vielleicht weniger gerechte Regierung, fiel in die Wage, und die Armenier erhoben ſich, um mit den Reichsfeinden gemeinſchaftliche Sache zu machen. Es war eine Unklugheit — gewiß — Treubruch ſogar laſtet auf den Häuptern der Führer. Doch die Hohe Pforte will ſie nicht wahllos an Leib und Leben ſtrafen — nur aus dem Operationsgebiet ſollen ſie entfernt werden, und dort, wo die Schuldigen getroffen werden, dürfen ſie der gerechten Strafe nicht entgehen. — Ich denke Sie haben mich verſtanden, Herr Hauptmann, — Ihr Patent iſt unterwegs — ich habe Sie zum Major eingegeben. Es wird Sie an Ihrem neuen Beſtimmungsort erreichen. Bei Ariſch ſteht Ihr Regiment. Ich wünſche Ihnen guten Erfolg." Kräftig ſchlugen die Hände zuſammen.

Eine Woche ſpäter war Rahmi am Wan-See. Wie ſah es hier aus! Rings in den weiten fruchtbaren Ebenen lagen die Dörfer zerſtört, die Felder zertreten, die Wälder verbrannt — eine Totenſtatt, ſo weit das Auge ſchaute. Die Koſaken, zuſammen mit den verräteriſchen Armeniern, hatten furchtbar gehauſt. Muſelmanen und Kurden waren ihnen zugleich zum Opfer gefallen. Geſengt, geſchändet, verwüſtet, geplündert — wer zählt die Schandtaten jener wilden Horden, die auch auf Europas kulturdurchtränktem Boden ihr ſchmähliches Gewerbe ausüben durften. Wahrlich, die Romantik eines Taras Bulba liegt nicht in der Blutgier ſeiner Nachkommen. Von 150000 Bekennern Allahs hatten ſich kaum 30000 etten können. Im Dorfe Aſſulat hatten die wilden Räuber alle Männer getötet. Sechshundert Frauen und Kinder trieben ſie mit Kolbenſtößen und blitzender Waffe in ein gewaltiges leeres Hau . Daraus ſuchten die rohen Geſellen die ſchönſten der Mädchen zur Befriedigung ihrer Gelüſte — die andern erſtachen ſie mit

den Bajonetten. Nur eine rauchende Ruine ſteht heute noch an der Stelle, wo ſo viele gelitten, wo ſo viele gekämpft und, in ſchrecklichſter Qual, den martervollen Tod gefunden hatten.

Erſt beim Anmarſch der türkiſchen Heere flohen die großen Maſſen der Mordbrenner zurück. Ein kleiner Teil widerſetzte ſich und fand zuſammen mit den aufſtändiſchen Armeniern eine vollſtändige Niederlage. Die Bandenführer Tro und Hedſcho entkamen mit genauer Not — ihre Heere aber verſchlangen dieſelben rauchenden Trümmerſtätten, unter denen noch die Gebeine der von ihnen Ermordeten moderten.

In Arjiſch fand Rahmi ſein neues Regiment, ſtramme Kerle aus der Gegend von Kaſtamuni am Schwarzen Meer, in deren Adern noch das alte, wilde Seldſchuckenblut kreiſt. Von Abd Allah, dem jungen Arzt, war ein Brief eingelaufen, daß er im Gefecht von Sarykamyſch leicht verwundet, bereits auf dem Wege der Beſſerung, wieder Dienſt tue. Leider aber wollten ſich die Ruſſen nirgends zeigen, und er fürchte faſt, daß vor dem Winter keine größere Aktion mehr zuſtande käme. Rahmi mußte lächeln, als er das Schreiben las. „Du hätteſt auch beſſer zum Offizier, denn zum Medizinmann gepaßt," ſagte er unwillkürlich. Eine kurze Notiz in Haſſan ben Sſadaks fein geſchwungenen Zügen lag bei. Sie meldete den Heldentod Noureddins. Da wollten ſeine Augen ſich trüben, doch er drängte die Tränen mit Gewalt zurück. — Kriegerlos. — — —

---

Im armeniſchen Hochlande herbſtelt es früh. Die Bauern ſagen, wir haben elf Monate Winter und dreißig ſchöne Tage. Das iſt natürlich übertrieben, aber etwas Wahres liegt doch im Volksmunde. Über den armeniſchen Karſt fährt eine rauhe Luft und nur ſelten, ſelbſt im Sommer, überſteigen die Wärmegrade

das Klima der gemäßigten Zone. Rahmi war mit ſeinen Truppen vorgerückt und zog in langſamen Tagemärſchen gegen die Grenze. Sie ſollten dort ſpäter die erſte Linie beſetzen und einen Teil der bisherigen Grenzwacht, die aus älteren Jahrgängen beſtand, für den Etappendienſt frei machen.

Das Werk, das es unterwegs zu verrichten gab, war nicht immer nach ſeinem Geſchmack. Die Armenier waren trotz der ſchweren Strafen, die man ihnen auferlegt hatte, noch immer nicht zur Ruhe gekommen. Hier und da überfielen ſie die Nachhut — Freiſchärler durchzogen das Land, ſaßen in Schlupfwinkeln und Schluchten und feuerten auf die ahnungsloſen Marſchkolonnen. Alte und Junge, Knaben und Männer, denen ſchon das Weißhaar vom Haupte wehte, brachte man ein — und ſie alle traf das gleiche Schickſal. — Ein kurzes Verhör — ſechs Flintenläufe hoch geriſſen — ein Wink und ein einziger pfeifender Knall. — Der Verräter war gerichtet. Rahmi bedauerte im ſtillen dieſe falſch geleitete Heerde, die doch nur der gleißende Rubel in ſeinen Bann geſchlagen hatte — aber er wußte auch was Diſziplin und Staatsklugheit verlangen und er handelte danach.

Als Rahmi kaum noch einen Tagemarſch vor Bajazid ſtand, brachen die Ruſſen über die Grenze. Ein Meldereiter brachte die Nachricht. Da hieß es ſchnell handeln. In der Nacht noch gingen die Truppen im Eilmarſch vor. Das ſchwere Gepäck mußte einſtweilen zurückbleiben. Hier kam alles darauf an, daß man zur rechten Zeit eintraf. Den jungen Soldaten ſchlug das Herz, es war ihr erſtes Gefecht, an dem ſie teilnehmen ſollten. Bei werdendem Morgen war man in Bajazid. Die ganze Nacht durch hatte die feindliche Artillerie geſchoſſen — manche Gräben waren völlig zuſammengetrommelt. Die ermüdeten Landſtürmer begrüßten die friſchen Reſerven mit zuverſichtlichem Mut.

Als die Nebel sich hoben, zogen die Russen in breiter Front heran. Die Russengeschütze verstummten. Die Türkenkanonen schlugen in dumpfer Lache. — Hahahahaha höhnte, blökte, stöhnte es durch den Morgen — Rattatarattata orgelten die Maschinen. Je näher die Russen kamen, desto weniger wurden es. Rotzuckende Dolche fuhren aus den Türkenstellungen und vernichteten das Leben. Eine, zwei Reihen sanken — neue kamen. Hahaha — Rattata, wie wenn das Tollhaus greint. Es wurde Mittag, und es wurde Abend. Die Kosakenpeitsche knallt — die letzten stürmen an. Die Drähte sind durchbrochen, noch einmal trommelt es von drüben — kurz — fürchterlich. Zähnefletschend, schäumend, bricht eine trunkene Soldateska vor. Nun sind sie ganz nahe. Das Höllenfeuer treibt sie zurück. Panikartig wenden sich die Massen.

Weshalb greift die türkische Artillerie nicht ein? Rahmi springt ans Feldtelephon, der alte Artillerist wird mächtig in ihm lebendig. „Tausend Meter Schrapnells!" Und die Batterie gehorcht — ihr Kommandant ist gefallen. Es faucht und heult durch die Luft und gräbt sich weit vor den Fliehenden in den erdigen Boden. — Ein Feuergürtel liegt vor ihnen. Der Rückweg ist abgeschnitten — keine Rettung. Da ergibt sich der Rest. —

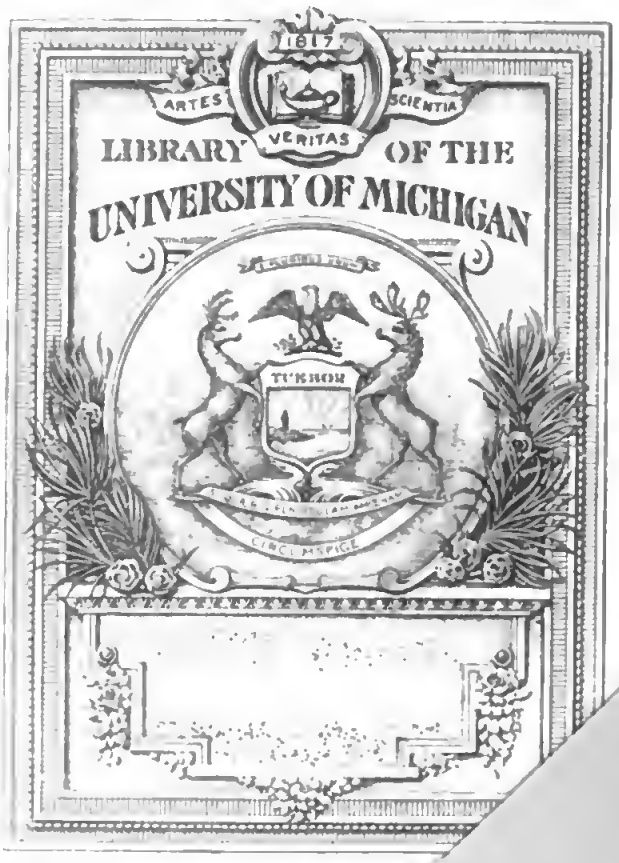
* * *

Der sinkende Abend taucht den Schneekopf des Ararat in prächt ge Tinten. Weit geht der Blick in der klaren Bergesluft. Durch die Sintflutebene ziehen die markigen Silhouetten starker Reitergeschwader. Es sind die Kosaken, die geschlagen, ins unermeßliche Zarenreich zurückkehren. — Das Symbol einer Macht und Kultur. — — —

Roßberg'sche Buchdruckerei, Leipzig.

ont
ien
te,
la=
s.
r=
n.
e
e
l

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06452 4922




Digitized by Google